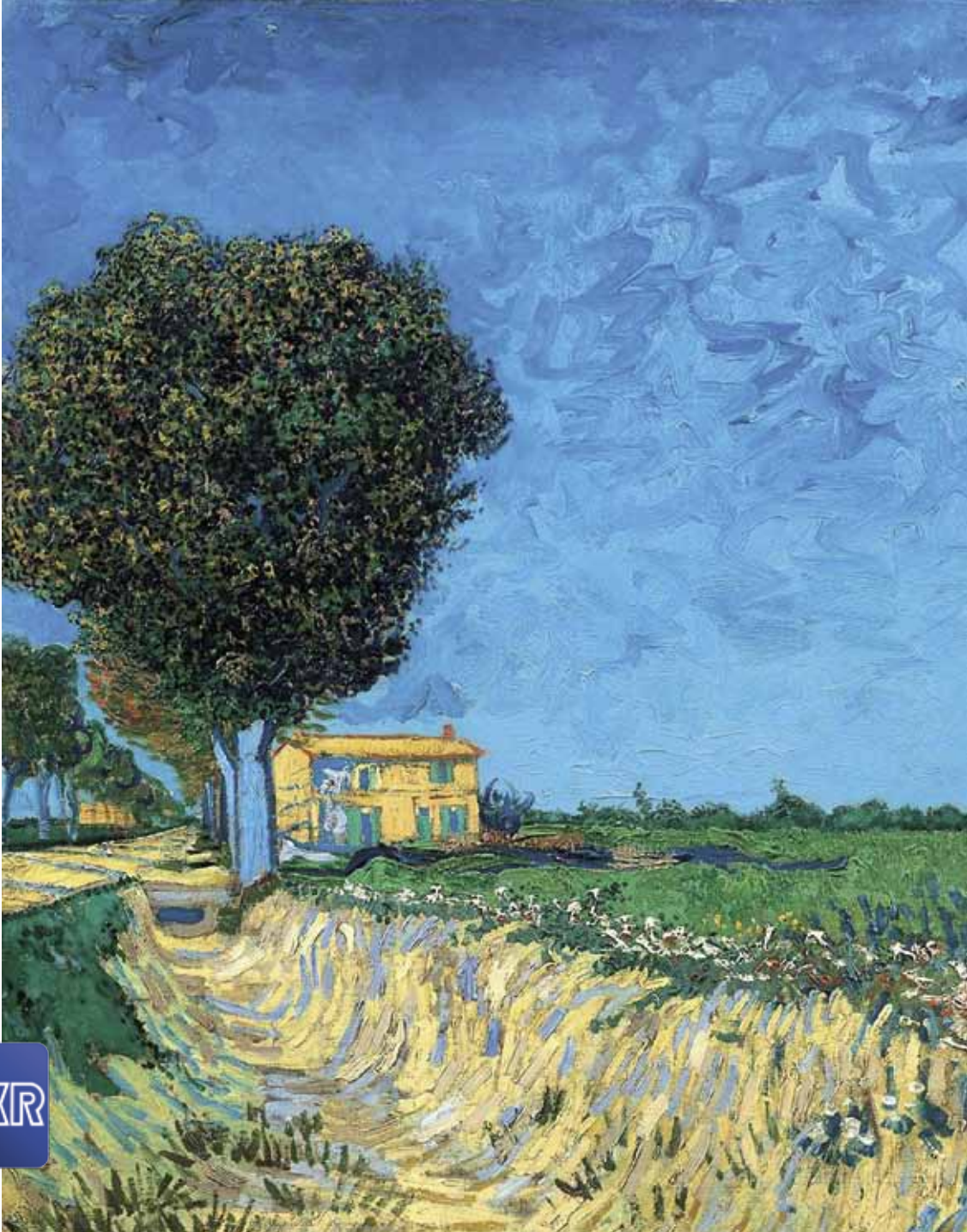


KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

In eigener Sache

OKR steht vor Entscheidungen 3

Walter Engel

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“

Die Blüenträume um Königsberg wollen kaum mehr reifen 7

Ingeborg Szöllösi

Je weniger sie sind, desto mehr müssen sie wissen

Tagung über Politik und Medien für Minderheiten 11

Markus Bauer

Verpflichtung zur Freundschaft

Deutsch-tschechische Begegnung in Regensburg 13

Rüdiger Goldmann

Verfasser wider die Menschlichkeit

Ilya Ehrenburg im Licht eines Buches von Joshua Rubenstein 14

Netter Zug

Modelleisenbahn im Schlesischen Museum zu Görlitz 16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Leo Lania wiederentdeckt (*Ulrich Schmidt*) 17

Zumholz, Hirschfeld (Hg.): Katholische Bischöfe (*Norbert Matern*) 18

Krastev: Europadämmerung (*Rudolf Herbert*) 20

Schloss Fürstenstein (*Stephan Kaiser*) 21

LITERATUR UND KUNST

Dieter Göllner

Pommerwetter!

Kunstschatze im Pommerschen Landesmuseum 23

„Bursztyn“ auf Deutsch buchstabiert

Danziger Bernsteinmuseum stellt in Warendorf aus 25

Volker Strebel

In alle offenen Messer gelaufen

Zum Tod von Ota Filip 27

Jörg Bernhard Bilke

Von der Partei wusste er manch Lied zu singen

Und nicht nur rühmliche: Louis Fürnberg aus Mähren 28

Sarmatien reicht wenigstens bis zur Neiße

Literatortage in Görlitz 30

KK-NOTIZBUCH

31



Das Haus hat nichts Pommersches, ansonsten strahlt das Bild, als wäre Vincent van Gogh an der Ostsee gewesen: Allee bei Arles

Bild: Pommersches Landesmuseum

In eigener Sache

Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR steht vor Entscheidungen, allerdings sind es nicht allein die ihren

Vorerst zum letzten Mal traf sich am 8. März 2018 der Kreis des Kuratoriums des OKR im Haus Schlesien in Heisterbacherrott. Es war kein Nostalgie-Treffen, sondern eine Begegnung des Nachdenkens und natürlich auch der Dankbarkeit für die langen Jahrzehnte, in denen der OKR bisher gewirkt hat. Das Leitthema der Gespräche war die Frage, wie der OKR unter geänderten und gewandelten Umständen weitermachen und wie der Zusammenhalt der vielen zum OKR gehörenden Persönlichkeiten, bei allen Widrigkeiten, aufrechterhalten und vielleicht sogar gefestigt werden kann.



Aus den Zeiten, in denen der Titel noch stimmte, stammt dieser OKR-Sammelband mit Erzählungen (1982), Frucht eines der zahlreichen Wettbewerbe

Bilder: OKR

Für dieses Ziel ist es sehr hilfreich, dass mit Christean Wagner ein Mitglied des OKR-Kuratoriums Anfang März 2018 den Vorsitz der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen als Nachfolger von Erika Steinbach übernommen hat. Das Zentrum wird in diesem Jahr wieder den Franz-Werfel-Preis verleihen und gleichzeitig seine fünfte Ausstellung in Frankfurt eröffnen. Die übrigen vier Ausstellungen sind bekannt. Die Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen hat ihren Sitz in Godesberg im Gebäude des BdV und ist nicht zu verwechseln mit der Bundes-Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin, die das „Sichtbare Zeichen“ vorbereiten soll.

Bei der vorjährigen Jahrestagung in Warendorf wurde 2016 die OKR-Satzung dahingehend geändert, dass die Gremien auf einen Beirat und den Präsidenten als Vorsitzenden des OKR reduziert wurden. Nachdem es 2010 noch einen Institutionen-Beirat, ein Kuratorium, einen Stiftungsrat und einen fünfköpfigen Vorstand gab, also vier Gremien, ist das eine beachtliche Verschlankung.

Natürlich war die Anzahl der Gremien auch mit einer beachtlichen Bindung von wichtigen Persönlichkeiten an den OKR verbunden. Das war positiv. Das Bestreben des OKR wird es sein, diese Bindung so weit wie möglich zu erhalten. Das ist

Haben die Ostdeutschen das Lachen verlernt?

Ein Hörspiel- und Erzählerwettbewerb mit erstaunlichem Ergebnis

Die bei der Pressekonferenz vor der Preisverleihung gestellte Frage eines Essener Feuilleton-Redakteurs lag nur zu nahe: „Wieso kamen Sie auf das Thema Humor? War dieser Wettbewerb nicht ein großes Risiko angesichts dessen, was gerade die Ostdeutschen vor dreißig Jahren und danach erlebt haben?“

Humor als Brücke zwischen Menschen und Völkern

Ahnliche Zweifel waren bereits vor einem Jahr bei den Initiatoren des sechsten Hörspiel- und Erzählerwettbewerbs des Ostdeutschen Kulturrats aufgetaucht, als der Vorschlag eines Verlegers zur Debatte stand, einmal von den durchweg ernstesten Leitlinien dieser Wettbewerbe in früheren Jahren abzugehen und das Thema „Humor als Brücke zwischen Menschen und Völkern“ zum Motto des Jahres

ging. Wissen die Themensteller nicht, wie schwer Humor überhaupt zu definieren ist? Wissen sie nicht, daß Völker, daß Menschengruppen insgesamt zu Gefühlsregungen und erst recht zu Humor im Grunde genommen unfähig sind?“

das nie verweht. Humor als Brücke zwischen Menschen und Völkern“ ja gar nicht in erster Linie um Definitionen und auch weniger um essayistische Antworten; es ging – dem Aufruftext zufolge – um jene Art von Humor, den „in allen Begegnungsräumen nicht nur Künstler und Schriftsteller, sondern zahllose einfache Menschen bewiesen und weitergegeben haben; erinnern wir uns Franz Werfels ‚Komödie der Tragödie‘, wie er sein Bühnenstück ‚Jakobowski und der Oberst‘ nennt, erinnern wir uns des Paul-Klee-Wortes ‚Ich stifte einen Orden – im Aug‘ die lustig hupfende Träne‘, erinnern wir uns der grotesken, von Kriegsgefangenen und KZ-Insassen aufgezeichneten Episoden aus der Welt der Verfolgten, die ihre Souveränität über ihre



Damals war die Frage im Titel eine eher rhetorische, und der KK-Chefredakteur Peter Nasarski, stehend, dürfte noch mit gehörigem Selbstbewusstsein gekontert haben: Ausschnitt aus der Studentenzeitschrift „actio“

bisher durch die monatliche Ausgabe der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ recht gut gelungen. Außerdem ist es ein Ziel, Persönlichkeiten dazuzugewinnen, um den Kreis der an ostdeutscher Kultur Interessierten und dafür Engagierten zu erweitern.

Klaus Weigelt stellte über seine Grundsatzrede als Motto ein Bibelwort: „Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.“ Dieses Wort macht nachdenklich. Wie kaum eine andere Stiftung ist der OKR auf Vergangenheit und Erinnerung einerseits und auf Vorausschau und Zukunft andererseits bei gleichzeitiger Gegenwartsanalyse ausgerichtet. Ohne Rückschau gibt es keine Vorausschau. Das lehnt das zitierte Wort auch nicht ab. Der Pflug liegt ja in der Erde, gräbt, sich fortbewegend, also ein Fundament, in das die Saat für eine zukünftige Ernte eingebracht wird.

Um aber die Richtung zu halten, muss man nach vorn, auf den Horizont, schauen, sonst geht die Spur daneben. Wer kein Fundament hat, kann auch keinen Hori-

zont wahrnehmen. Das berühmte Diktum von Konrad Adenauer lautet: „Wir leben alle unter dem gleichen Himmel, aber wir haben nicht alle den gleichen Horizont.“ In einer Zeit der Krisen, der unbeantworteten Fragen und der Orientierungslosigkeit ist diese alte Menschheitsweisheit weitgehend verlorengegangen. Weigelt hat seine Aufgabe für den OKR von 2010 bis heute immer im Licht des zitierten Spruches vom Pflug gesehen.

Im August 2010 war der Präsident des OKR, Eberhard Günter Schulz, verstorben, und Roswitha Wisniewski leitete den OKR als Vizepräsidentin und geschäftsführende Präsidentin. Sie suchte nach einem Nachfolger. Es war kein Amt, um das es Kampfkandidaturen hätte geben können. Man suchte nach jemandem, der die Last auf sich nehmen würde.

Schließlich fragte Roswitha Wisniewski Klaus Weigelt. Der zögerte lange, sagte dann aber zu, trotz zahlreicher anderer Ehrenämter, für die er bis heute die Verantwortung trägt. Im November 2010 wählte unter

der Leitung von Josef Joachim Menzel der Stiftungsrat des OKR Klaus Weigelt zum Präsidenten. Was auf ihn zukommen würde, war nicht vorauszusehen. Schon deswegen war es besser, nicht zurückzuschauen, als man die Hand an den Pflug legte oder die Hand an den Pflug gelegt bekam.

Vorrangige Aufgabe war, das in Turbulenzen geratene Stiftungsvermögen in eine professionelle Verwaltung zu geben. Das geschah mit einer entsprechenden, vom Stiftungsrat verabschiedeten Richtlinie im Mai 2011. Die Kontrolle des Vermögensverwalters lag von Seiten des OKR fortan bei Fabiana Hofenbitzer. Des Weiteren wurde die „Kulturpolitische Korrespondenz“ (KK) auf eine monatliche Erscheinungsweise umgestellt und wenig später farbig gestaltet. Schließlich wurde, gemeinsam mit der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, das Kulturportal West-Ost als Internet-Plattform eingerichtet.

Die bis 2011 durchgeführten jährlichen Konferenzen „Wege in die Zukunft. Zusammenarbeit mit den östlichen Nachbarländern“ gingen mit der Konferenz 2012 in Schloss Eichholz bei Wesseling in Kooperationen mit bzw. Beteiligungen an Konferenzen der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) mit deutschen Minderheiten im östlichen Europa über. Solche Konferenzen fanden 2013 in Sepsd/Şekszárd (Ungarn), 2014 in Fünfkirchen/Pécs (Ungarn) und Cadenabbia/Italien, 2015 in Temeswar/Timisoara (Rumänien), 2016 in Wudersch/Budaörs (Ungarn) und Uschorod/Ungwar (Ukraine) und 2017 in Ödenburg/Sopron (Ungarn) und Esseg/Osijek (Kroatien) statt. Es waren Konferenzen, die dem OKR, auch über die KK, eine eigene Kompetenz auf dem Gebiet der deutschen Minderheiten im östlichen Europa gewannen, dazu eine enge Kooperation mit dem KAS-Büro in Budapest und mit dem Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedler und Minderheiten, zunächst Christoph Bergner und ab 2014 Hartmut Koschyk.

Die tägliche inhaltliche und konzeptionelle Hauptarbeit lag in der Vorbereitung der monatlichen Ausgabe der KK und damit verbunden in der Wartung des Kulturportals. Diese beiden Aufgaben wurden von Georg Aeschert wahrgenommen, zugleich Geschäftsführer und Chefredakteur, der sich als Moderator auch an KAS-Konferenzen beteiligte.

Die Ausstellung „Im Dienste der Menschheit. Bedeutende Persönlichkeiten aus dem historischen deutschen Osten“ wurde während der Amtszeit von Klaus Weigelt einmal in Wiesbaden von Roswitha Wisniewski eröffnet und 2012 sechs Wochen in der Vorhalle des nordrhein-westfälischen Landtages in Düsseldorf gezeigt. Sie wurde hier von Carina Gödecke, der Präsidentin des Landtages, und Klaus Weigelt eröffnet. Ein Versuch, die Ausstellung in Sachsen zu



Wenn es noch irgendeines Ausweises für Modernität bedürfte, hier ist einer, bescheiden und klar

zeigen, scheiterte trotz aller Bemühungen von Rüdiger Goldmann.

Inzwischen war die Ausstellung nicht mehr zeitgemäß: sie war zu sperrig und die Platten zu schwer, sie bedurfte jeweils eines eintägigen, komplizierten Aufbaus durch Georg Aesch, der sich allein in der Technik auskannte, und zweier Helfer und war zudem für den OKR sehr kostenintensiv. Aus diesem Grunde wurde die Ausstellung 2017 im Zuge der Vorbereitung der Büroauflösung kostenfrei an einen Interessenten abgegeben. Stattdessen wird jetzt an eine Überarbeitung des von Eberhard Günter Schulz 2010 erweitert neu aufgelegten Kataloges zur Ausstellung gedacht.

Für Klaus Weigelt gehörte die Mitarbeit an der KK zum Kern seines persönlichen Engagements. Sie bedeutete zum einen den ständigen und belebenden Kontakt zu den Mitarbeitern, zunächst im Bonner und nach dem Umzug im Königswinterer Büro. Zum anderen war die geistige Herausforderung durch die gestellte Aufgabe dergestalt, dass sie ständig in vielfältiger Weise zu durchdenken war. Das gelang nur dadurch, dass Gedanken und Kommentare kontinuierlich zur Sprache und zu Papier gebracht wurden.

Die insgesamt 70 innerhalb von sieben Jahren entstandenen Artikel zeigen das Anliegen des OKR als einer Stiftung, der die Politik mit dem „Schlachtermesser“ (BdV) im Jahre 2000 fast jede Bewegungsmöglichkeit genommen hat und der die Finanzkrise von 2008 zusätzlich die finanzielle Eigenständigkeit massiv beschränkte, die aber trotzdem mit ihrem geistigen Potential ihre Stimme erheben und ihren Beitrag zum kulturellen Dialog der Gegenwart leisten kann. Das geschieht auch durch die konzeptionelle Beteiligung an internationalen Konferenzen und eben ständig durch die Publikation des OKR-Flaggschiffs „Kulturpolitische Korrespondenz“. Alle Autoren der KK haben einen großen Anteil an dieser wichtigen Aufgabe!



Dieser Weg war schon 2000 zu Ende, dann ging es weiter, aber wird es weitergehen? Und wie?

Welche Perspektiven ergeben sich für die Zukunft?

Wie geht es mit der KK weiter? Da Georg Aesch mit dem Monat April 2019 in Rente geht, verliert die KK ihren Chefredakteur, der gleichwohl seine Bereitschaft bekundet hat, auf Honorarbasis weiterzumachen. Dennoch zeigt das Haus der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien wenig Neigung, das bewährte Monatsblatt weiter zu fördern. Der OKR sucht derzeit nach Alternativen.

Welchen Weg nimmt der OKR? Die Stiftung arbeitet bereits seit geraumer Zeit mit dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in Essen zusammen. Die neue Satzung wurde mit dem Stifterverband ausgearbeitet und von diesem auch mit der Stiftungsaufsicht abschließend verhandelt.

Ziel ist es, den OKR 2019 als selbständige Stiftung in den Stifterverband zu integrieren. Damit wird vor allem die Vermögensverwaltung, der Verkehr mit dem Finanzamt, die Sicherung der Gemeinnützigkeit etc. vom Stifterverband gewährleistet und Unterstützung bei den Verhandlungen mit der Stiftungsaufsicht gesichert.

Alle inhaltlichen Aufgaben verbleiben beim Beirat des OKR und dem Präsidenten. Dabei geht es vor allem um die Entscheidung über die Verwendung der jährlichen Vermögenserträge. Der Beirat wird sich ab 2019 dem Vermögensaufbau und der Erfüllung der Satzungsziele des OKR widmen. Dabei wird ihn das bisherige Kuratorium als Wissenschaftlicher Beirat unterstützen.

Eine weitere Perspektive könnte sich öffnen, wenn die im Sommer 2017 vorgeschlagene Bundeskulturstiftung Wirklichkeit wird. Worum geht es bei dieser Stiftung?

Es geht um eine Wiedergutmachung der Zerstörungen von 2000. Unter einem organisatorischen und finanziellen Dach sollen der OKR und die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen sowie andere damals aus der institutionellen Förderung entfernten Einrichtungen wieder in die Lage versetzt werden, besser und nachhaltiger für ihre satzungsmäßigen Ziele zu arbeiten.

Sollte eine solche Bundeskulturstiftung als Ergänzung der Stiftung Flucht Vertreibung Versöhnung (SFVV) errichtet werden, dann wäre eine Situation geschaffen, die es auch dem OKR wieder gestatten könnte, mit einer gewissen Personalausstattung und einer verbesserten Finanzierung wirkungsvoller auf die Ziele des § 96 BVFG hinzuarbeiten als ausschließlich über die Verwendung von geringen Vermögenserträgen.

(KK)

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“

Die Blütenträume um Königsberg wollen kaum mehr reifen

Den aufschlussreichen, informativen Beitrag von Klaus Weigelt über den Umgang mit der Kulturgeschichte Königsbergs nach der Öffnung des Sperrgebiets Kaliningradskaja Oblast im Jahr 1991, „Gleichsam verwunschen, doch hilft kein Wünschen“ (KK-Ausgabe 1387), habe ich mit großem Interesse zur Kenntnis genommen. Im Rückblick auf ein Vierteljahrhundert zieht der Verfasser Bilanz über Initiativen zur Bewahrung des deutschen Kulturerbes der Stadt und des nördlichen Ostpreußen in Kooperation mit der heute dort lebenden Bevölkerung und den zuständigen lokalen Institutionen. Desgleichen wird deutlich, dass die vom Aufbruch in den 1990er Jahren geweckten Erwartungen einer intensiveren russisch-deutschen Zusammenarbeit in Bezug auf Königsberg sich nicht oder nur zu einem geringen Teil erfüllt haben. Aus eigener Erfahrung will ich hier dem von Klaus Weigelt skizzierten Bild einige Details hinzufügen.

Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs zwischen Ost und West um 1990 eröffneten sich neue Chancen für die Pflege und Wahrnehmung eines großen Kapitels deutscher Kultur- und Geistesgeschichte in den früheren deutschen Ostprovinzen und Siedlungsgebieten in Ostmitteleuropa. Der

Bann schien gebrochen. Leistungen und Spuren deutscher Geschichte und Kultur konnten durch Kooperation mit den Nachbarn wieder aufgezeigt werden: in Danzig oder Elbing, Breslau oder Stettin, in Allenstein oder Mohrungen, selbstverständlich auch in Prag oder Pressburg.

*„Der Bann schien
gebrochen.“ Als
der Dom in stolzer
Herrlichkeit wie-
dererstand, war
sogar der Himmel
über Königsberg
blauer und die
Wolken duftiger.
Aber auch darüber
muss man schon
wieder in der Ver-
gangenheitsform
reden*

Bild: Archiv



Königsberg kommt in dieser Reihe und in dieser Zeit des unerwarteten Umbruchs ein besonderer Stellenwert zu, wie dies Klaus Weigelt in seinem Beitrag zu Recht beschreibt. Auch mich als Nicht-Königsberger hat die Stadt am Pregel durch ihren Rang in der deutschen und europäischen Geistesgeschichte und nicht zuletzt durch ihr Schicksal als geschundene und über nahezu ein halbes Jahrhundert weltabgeschiedene Stadt besonders berührt.

Im Februar 1991, wenige Monate nach der Öffnung der im militärischen Sperrgebiet der Sowjets liegenden Stadt Kaliningrad, erreichte das Haus des deutschen Ostens Düsseldorf ein überraschendes Schrei-

ben aus dem Museum für Geschichte und Kunst der Oblast Kaliningrad. Man wolle auch die deutsche oder preußische Geschichte des früheren Königsberg und der gesamten jetzigen Region Kaliningrad den Besuchern des Museums vermitteln, hieß es darin, doch stünden für den Aufbau einer diesbezüglichen Abteilung weder Geschichtsbücher noch Objekte zur Verfügung. Für jede Hilfe sei man dankbar, auch wenn es sich nur um Kopien von relevanten historischen Büchern handeln würde.

Mit einem Bücherpaket und zahlreichen Kopien stadt- und universitätsgeschichtlicher Dokumente ging folgendes Angebot von Düsseldorf an das Kaliningrader Mu-

seum: Das Haus des deutschen Ostens schlage vor, in den Räumen des Museums eine Ausstellung mit Werken von Künstlern zu zeigen, die in Königsberg geboren wurden oder an der dortigen Kunstakademie studiert hatten bzw. zur Künstlerkolonie Nidden gehörten.

Die Zusage aus Kaliningrad erfolgte prompt. Umgehend wurden die Eckpunkte der Ausstellung vereinbart und der Termin für Oktober/November 1991 vereinbart. Als Partner in Deutschland konnte das Düsseldorfer Haus nach längerer Überzeugungsarbeit das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg gewinnen. Der Künstler Reinhardt Schuster und der Kunsthistoriker Jörn Barfod kümmerten sich um die Sammlung der Exponate – wobei ein großer Teil aus der Artothek der Düsseldorfer Stiftung kam – und um die Gestaltung des deutsch-russischen Katalogs. Damit sollten ostpreußische Künstler von Lovis Corinth bis Ullrich Fox den Bewohnern der Stadt, die von deren Vergangenheit nur ein Zerrbild hatten, nähergebracht werden.

Dass es ein Abenteuer werden sollte, ahnten alle Beteiligten. Eine international erfahrene Kunstspedition brachte die Ausstellung mit etwa 180 Werken von achtundsechzig Künstlern über Helsinki und Litauen an den Pregel, wo die Zollabfertigung achtundvierzig Stunden dauerte. Der Flug von Düsseldorf nach Kaliningrad führte uns damals noch über Moskau, Ankunft in Kalinigrad um Mitternacht. Und welch eine Überraschung: Mitarbeiterinnen des Museums erwarteten uns mit Blumen im unwirtlichen Flughafen, auf dem es noch von Militärs wimmelte. Beim Aufbau der Ausstellung – wir hatten zwei Nächte und einen Tag Zeit – halfen eifrig bis zum Schluss etwa zehn Kaliningrader Studenten mit. Die Zeit war eben knapp, die Hängung recht aufwendig, und es fehlte an fast allem, denn der zuständige technische Museumsmitarbeiter hatte Urlaub und den Schlüssel zur Werkstatt mitgenommen.

Einer der hilfreichen Studenten schenkte mir eine Ansichtskartenmappe über Kaliningrad. Er hatte eigenhändig über den russischen Namen der Stadt geschrieben: „Königsberg/i.Pr.“ Zur Eröffnung der ersten Ausstellung ostpreußischer Künstler in der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg kamen um die dreihundert Besucher, darunter viele Jugendliche. Etwa vierzig Musiker des Kaliningrader Philharmonischen Orchesters spielten Mozarts „Kleine Nachtmusik“. Es war die feierlichste Ausstellungseröffnung, die ich in meiner achtzehnjährigen Düsseldorfer Amtszeit erlebt habe, wenn auch bei vergleichbaren Veranstaltungen schon mal Minister oder Botschafter dabei waren. Das Festliche entsprach der Einstellung und Mentalität unserer Gastgeber. Als Partner aus Deutschland sagten wir höflich: Es ist schön, bei Ihnen in Kaliningrad zu sein. Die Museumsdirektorin begrüßte uns aber bei der Ausstellungseröffnung vor dem Publikum mit den Worten: „Willkommen in Königsberg.“

Das Eis war gebrochen. Die bald in Gerhart-Hauptmann-Haus umbenannte Düsseldorfer Stiftung (unsere russischen Partner hatten am Haus des deutschen Ostens keinen Anstoß genommen) konnte mit allen relevanten Kulturinstitutionen in Kaliningrad/Königsberg in den folgenden Jahren auf historische Spurensuche gehen, vor Ort.

Es gab ersprießliche Kontakte mit der Städtischen Kunstgalerie und deren unvoreingenommener Direktorin Vera Kocebenkova, mit dem Deutsch-russischen Haus und dessen wechselnden Direktoren, mit dem für den Wiederaufbau des Königsberger Doms zuständigen Igor Odinzow, der zur Eröffnung der Foto-Ausstellung „Wiederaufbau des Königsberger Doms“ Ende der neunziger Jahre nach Düsseldorf kam, mit dem Institut für Germanistik der Universität Kaliningrad, die sich den Namen des Philosophen Immanuel Kant gegeben hat. Hier ist an die vielbeachtete Wiedererrichtung



Leuchtende Botschaft, im übertragene wie im eigentlichen Sinn: Ernst Mollenhauer, Nehrungssonne. Mit einer Ausstellung sollten ostpreußische Künstler von Lovis Corinth bis Ulrich Fox den Bewohnern der Stadt, die von deren Vergangenheit nur ein Zerrbild hatten, nähergebracht werden

Bild: Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf

des Kant-Denkmal vor der Universität zu erinnern, an die Verehrung für den großen Philosophen, die auf einfache Weise darin zum Ausdruck kommt, dass Frischvermählte sich vor seinem Grabmal am Dom fotografieren lassen und dass dort laufend Blumensträuße niedergelegt werden. Mit dem Namen des Philosophen von Weltgeltung ist die Vitalität der kulturgeschichtlichen Tradition und ihrer Wahrnehmung über historische Katastrophen hinweg verbunden.

Das Gerhart-Hauptmann-Haus konnte mit der Jubiläumsausstellung „Die Albertina. Universität in Königsberg 1544–1994“, in Zusammenarbeit mit dem Museum Stadt Königsberg in Duisburg, dem Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen und dem Geschichtsmuseum Kaliningrad, die heutigen Bewohner des ehemaligen Königsberg und auch die Öffentlichkeit in deutschen Städten auf die geistesgeschichtliche Strahlkraft der Stadt Immanuel Kants aufmerksam machen. Es folgten Ausstellungen des mit der Niddener Künstlerkolonie und der Kunstakademie Königsberg so eng verbundenen Künstlers Ernst Mollenhauer in Zusammenarbeit mit der einsatzfreudigen

Tochter des Malers, Maja Ehlermann-Mollenhauer, dann deutsch-russische Kulturtage mit Beiträgen zur Kunst, Literatur und Architektur sowie zu den damals aktuellen Bemühungen, die noch vorhandenen Baudenkmäler der Region aufzuspüren und darüber ein Verzeichnis zu erstellen. Der Schriftsteller Arno Surminski las aus seinem Roman „Sommer vierundvierzig oder: Wie lange fährt man von Deutschland nach Ostpreußen?“ über den Untergang Königsbergs im überfüllten Hörsaal des Germanistik-Instituts der Kaliningrader Universität, Professor Oskar Gottlieb Blarr spielte an der (noch) improvisierten Orgel im wiedererrichteten Dom Werke ostpreußischer Komponisten vor begeistertem russischem Publikum.

Große Verehrung wird der dort geborenen Käthe Kollwitz entgegengebracht, deren Werke vom Düsseldorfer Haus in Kooperation mit dem Kollwitz-Museum Köln 2000 in der Kaliningrader Kunstgalerie ausgestellt werden konnten. Dies wäre ohne dezidiertes Interesse der schon in Kaliningrad geborenen Generation russischer und zahlreicher andersnationaler Einwohner

nicht denkbar gewesen. Dass die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus. Deutsch-osteuropäisches Forum dazu beigetragen hat, Königsberg aus der Versenkung ins öffentliche Bewusstsein zu rücken, ist für mich eine besondere Genugtuung.

Gewiss hätte die Wiederentdeckung Königsbergs – der Spuren deutscher Geschichte jenseits des durch Krieg und danach durch gezielte Zerstörung verunstalteten Stadtbildes – nicht stattfinden können ohne die dauerhafte Verbundenheit der früheren Einwohner Königsbergs mit ihrer traditionsreichen Heimatstadt. Sie haben sich über ihre Stadtgemeinschaft und vielfach ganz persönlich und selbstlos für die Menschen, die dort nicht selten unter der Armutsgrenze leben müssen, eingesetzt und menschliche Kontakte geknüpft. Ein kleines, aber sprechendes Erlebnis:

Die „Rheinische Post“ hat es fertiggebracht, im Herbst 1993 einen Tagesflug von Düsseldorf nach Königsberg/Kaliningrad zu veranstalten. Abflug aus Düsseldorf etwa sieben Uhr und Rückflug am selben Tag

mit Ankunft nach zweiundzwanzig Uhr. Auf dem Rückflug des fast ausschließlich mit Königsbergern besetzten Flugzeugs saß ich neben einem etwa sechzigjährigen Mann, der ständig mit einer Tüte hantierte. Auf meine Frage, ob ich ihm helfen könne, erzählte er sein Erlebnis:

Er war nach Königsberg geflogen, um sein Elternhaus zu suchen. Er fand es auch, wurde von den jetzigen Bewohnern freundlich ins Haus gebeten und bewirtet. Man verstand sich trotz der sprachlichen Schwierigkeiten. Sein Vater war Schmied gewesen und das Häuschen der Werkstatt war auch noch erhalten. Es kam ihm aber jetzt viel kleiner vor als in seiner Erinnerung. Als er sich anschickte zu gehen, bat ihn sein Gastgeber zu warten. Dann brachte er ihm diese Tüte mit den Äpfeln. Sie waren von dem Baum, den noch sein Vater gepflanzt hatte. Jetzt bringe er die Äpfel seiner Familie.

Danach saßen wir wortlos nebeneinander bis zur Landung in Düsseldorf.

Walter Engel (KK)

Je weniger sie sind, desto mehr müssen sie wissen

Tagung über Politik und Medien für Minderheiten

Im Februar 2018 fand das erste Mediaforum der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN) in Berlin statt. Weitere sollen folgen, denn in einer sich stetig verändernden Medienlandschaft sei es für Minderheitenmedien immer schwieriger, sich zu behaupten, eine kontinuierliche strategische Unterstützung für sie sei demnach unerlässlich, so Loránt Vincze, Präsident der FUEN.

Das Mediaforum „Politik und Medien für die Minderheiten: Information, Netzwerk, Kommunikation“ zog viele Vertreter von Minderheiten aus dem In- und Ausland an.

Aber auch Politiker, die sich seit jeher für die Minderheiten engagieren, trugen dazu bei, dass die Minderheitenmedien aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden konnten.

Andreas Stopp vom Deutschlandradio behielt als Moderator konsequent die „Politik im Blick“, so das Motto des Auftaktpanels, an dem Hartmut Koschyk, ehemaliger Bundesbeauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Erhard Weimann, Staatssekretär und Bevollmächtigter des Freistaates Sachsen beim Bund, Dr. Renate Harcke, Geschäftsführerin der Fraktion Die



Wo finden wir Mehrheiten für Minderheiten? V. I. Hartmut Koschyk, Dr. Renate Harcke, Erhard Weimann, Anke Spoorendonk, Andreas Stopp

Bild: FUEN

Linke im Landtag Brandenburg, und Anke Spoorendonk, ehemalige Landesministerin von Schleswig-Holstein, teilnahmen. Einig waren sich die Gesprächspartner darin, dass es eines einheitlichen juristischen Rahmens bedarf, damit innerhalb der Europäischen Union über Minderheitenpolitik geredet werden kann. Noch immer weigern sich Länder wie Frankreich, Griechenland oder Spanien, ihren jeweiligen Minderheiten Rechte zuzugestehen. Um diese missliche Lage zu beheben, reichen bilaterale Verhandlungen zwischen EU-Staaten nicht, denn es geht – wie Hartmut Koschyk betonte – nicht nur um „Toleranz“ für Minderheiten, sondern um deren „Akzeptanz“.

Einige Minderheiten wie die Sorben in Deutschland könnten ohne Unterstützung ihre Sprache und ihr kulturelles Erbe nicht pflegen – als Minderheit ohne „Mutterland“ wäre ihre Existenz bedroht. Doch selbst Minderheiten, die sich auf ein „Mutterland“ verlassen können, verdienen von dem Land, in dem sie leben, Unterstützung, sind sie doch eine Bereicherung für dieses. So unterstützt der dänische Staat die deutsche Minderheitenzeitung „Der Nord-schleswiger“ mit 400 000 Euro im Jahr, ein Best-practice-Beispiel der seltenen Art, das sich nicht toppen lässt, präsentiert vom Chefredakteur Gwyn Nissen. Unterstützung und Anerkennung erfahren auch Minderheitenmedien wie „Serbske Nowiny“ oder

„La Usc di Ladins“. Erstere, die Sorbische Zeitung mit Redaktionssitz in Bautzen, wurde von Chefredakteur Janek Schäfer, letztere, die Stimme der Ladiner in Südtirol, von Chefredakteur Iaco Rigo präsentiert.

Auch andere Minderheitenmedien wie die „Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien“, die „Moskauer Deutsche Zeitung“, die „Allgemeine Deutsche Zeitung“ aus Kasachstan sowie das „Wochenblatt“ aus Polen gehen mit bestem Beispiel voran. Dass sich das Motto der Europäischen Union „In varietate concordia – In Vielfalt vereint“ sogar in der Realität außerhalb Europas erfahren und leben lässt, verdanken wir diesen Medien, die Beachtliches leisten.

Doch muss die Europäische Union an ihr eigenes Motto immer wieder erinnert werden. Die Initiative „Minority SafePack“ ist derzeit das wichtigste Signal, auf das die FUEN sowie alle Vertreter von Minderheitenmedien aufmerksam machen wollen. Mit dieser Initiative, einem Paket von Gesetzesvorschlägen, soll der Schutz nationaler Minderheiten gewährleistet werden. Die Förderung von Minderheitenrechten, Sprachrechten und Minderheitenkulturen darf nicht der beliebigen Handhabe einzelner Staaten überlassen werden, sondern muss zu einer gesetzlichen Regelung für Minderheiten finden, die nicht anfechtbar ist, die sich nicht verwässern oder beliebig interpretieren lässt. Die Kopenhagener Erklärungen zum Schutz der Rechte von Minderheiten haben vieles in Gang gebracht. Doch nicht jeder Mitgliedstaat der EU hat erkannt, dass „Minderheitenpolitik Friedenspolitik ist“. Dass dieser Satz des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier, den er anlässlich seines Besuches bei der FUEN im Oktober 2017 in Flensburg geäußert hat, in Zukunft nicht mehr ignoriert wird, dafür warb das erste Mediaforum der FUEN. Tatkräftig kann die Initiative bis zum 3. April 2018 unterstützt werden – mit einer Unterschrift auf www.minority-safepack.eu.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Verpflichtung zur Freundschaft

Deutsch-tschechische Begegnung in Regensburg

In drei Sprachen – Tschechisch, Englisch und Deutsch – steht der Begriff „Begegnungen“ als Motto über der Veranstaltungsreihe: „Setkávání – Encounters – Begegnungen“. Getragen wird diese von Deutschen und Tschechen aus der Ackermann-Gemeinde in der Diözese Regensburg bzw. dem Bürgerverband Klattauer Katakomben sowie dem Akademischen Forum Albertus Magnus, Regensburg. Nun fand das zweite Symposium statt, das sich den tschechisch-deutschen Beziehungen von 1500 bis 1750 widmete.

Dass die Stadt Regensburg der Veranstaltung große Bedeutung beimisst, zeigte der Empfang von Kulturreferent Klemens Unger vor dem Symposium für die Organisatoren und Ehrengästen. Er verwies auf die „zutiefst katholisch“ geprägten historischen Beziehungen zwischen Bayern und Böhmen und erinnerte an viele Aktionen in diesem Themenfeld aus seiner früheren Tätigkeit als Geschäftsführer des Tourismusverbandes Ostbayern bzw. im jetzigen Wirkungsfeld bei der Stadt Regensburg. Diese von Unger geschilderten Ereignisse seien „Verpflichtung für uns alle, sich der Freundschaft und dem Austausch kultureller Werte bewusst zu sein und vor dem Hintergrund christlicher Werte Brücken zu bauen“.

Bei der feierlichen Eröffnung des Symposiums im Pfarrerstüberl des Bischofshofs erinnerte Professor Dr. Sigmund Bonk, Direktor des Akademischen Forums Albertus Magnus, an die nicht weit von diesem Ort im Jahr 845 vollzogene Taufe der 14 böhmischen Fürsten sowie an weitere Ereignisse der Beziehungen zwischen Regensburg und Böhmen. Bischof Voderholzer ging in seinem Grußwort auch auf das nächste wichtige Ereignis im Jahr 973 ein, als Bischof Wolfgang der Eigenständigkeit des

Bistums Prag zustimmte, das 1344 zum Erzbistum erhoben wurde und aus dem im Jahr 1993 das Bistum Pilsen herausgelöst wurde. „Das Bistum Pilsen ist somit die Enkelin Regensburgs. In guter familiärer Gemeinsamkeit sind wir seither gut unterwegs und pflegen eine gute, freundschaftliche Nachbarschaft“, führte der Oberhirte aus. Auf die populistischen Strömungen in Deutschland und Tschechien machte der Pilsener Bischof Holub in seinem Grußwort aufmerksam. Daher sei das Symposium ein Beitrag, „eine bessere Welt zu bauen“ und Europa sowie dessen christliche Grundlagen zu verteidigen.

Der Klattauer Bürgermeister Rudolf Salvetr wünschte, dass durch Begegnungen wie diese „unsere beiden Länder und Europa offen bleiben“. Der Zweite Vorsitzende der Ackermann-Gemeinde im Bistum Regensburg, Karl-Ludwig Ritzke, würdigte das Symposium als Beitrag zur Vertiefung einer deutsch-tschechischen Zukunft über die beiden Städte hinaus. Professor Dr. Marek Nekula, Leiter des Bohemicum und der Deutsch-Tschechischen Studien an der Universität Regensburg, beschrieb die Aktivitäten dieser Einrichtungen. Schirme aus



Trocken fröhlich: Bürgermeister Václav Chroust (links) überreichte an die Bischöfe Voderholzer und Holub, die auch Schirmherren des Symposiums waren, Regenschirme aus Klattau

Bild: der Autor

Klattau übergab zum Abschluss der Eröffnung Václav Chroust den beiden Bischöfen, die ja als Schirmherren fungierten. Ganz besonders dankte er Dr. Jean Rutherford-Ritzke für die Federführung bei der Organisation des Symposiums. Chroust stellte dann kurz die Dokumentation des ersten Symposiums vor, die Bischöfe Voderholzer und Holub segneten die Bücher.

Der öffentliche Teil des Symposiums bot vier Vorträge zum Zeitraum 1500 bis 1750 in Bayern und Böhmen. Rund 40 Gäste aus Klattau und etwa 30 Interessenten aus Regensburg und der Diözese wohnten den Referaten bei, die Moderation oblag Professor Dr. Sigmund Bonk.

Zum Thema „Das Konzil von Trient (1545–1563) – Ausgangspunkt der katholischen Reform in Bayern und Böhmen“ referierte Bischof Voderholzer. Den „Einfluss der deutschen Reformation auf die künstlerischen Aktivitäten in Nordwestböhmen 1550 bis 1620“ behandelte Professor Dr. Jan Royt von der Prager Karlsuniversität. Ein heißes Eisen packte Dozent Dr. Tomáš

Petráček S. J., der ebenfalls an der Prager Karlsuniversität lehrt, an: „Der Weiße Berg als Symbol der Teilung und einer neuen Hoffnung“ hieß sein Vortrag. Er verhehlte dabei nicht, dass dieses Thema bis heute heftig diskutiert wird. Der an der Universität Regensburg lehrende Professor Dr. Thomas Kothmann widmete sich schließlich Philipp Melanchthon, „einem Lehrer von europäischem Rang“.

Am Nachmittag bot Bischof Voderholzer selbst eine Domführung für die Symposiumsteilnehmer. Mit einem von ihm und Bischof Holub als Hauptzelebrenten gefeierten Pontificalgottesdienst in der Kirche St. Kassian, der ältesten Pfarrkirche bzw. kleinsten Pfarrei Regensburgs, endete das Symposium.

Mit unterstützt wurde das Symposium vom Akademischen Forum Albertus Magnus im Bistum Regensburg, von der Katholischen Erwachsenenbildung in der Stadt Regensburg und vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds.

Markus Bauer (KK)

Verfasser wider die Menschlichkeit

Ilya Ehrenburg im Licht eines Buches von Joshua Rubenstein

Mit dem Namen Ehrenburg verbinden deutsche Vertriebene die schrecklichen Ereignisse beim Einmarsch der Roten Armee in Ostpreußen und die furchtbaren Erlebnisse der deutschen Zivilbevölkerung im Osten Deutschlands. Bei einem Vortrag im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus wurde vor kurzem behauptet, es sei nicht nachweisbar, dass Ilya Ehrenburg der Verfasser eines immer wieder zitierten Aufrufs zur Rache für die Verbrechen der Wehrmacht im Krieg gegen Russland gewesen sei. Das Original dieses Dokuments sei zudem nicht auffindbar.

Wie man dem Buch „Tangled Loyalties“ von

Joshua Rubenstein über das Leben dieses Mannes entnehmen kann, das 1996 in London und New York in englischer Sprache veröffentlicht wurde, war er zweifellos über Jahrzehnte in Kriegs- und Friedenszeiten Journalist und Schriftsteller, der sich zwischen Moskau, Berlin und Paris bewegte und mit seinen Artikeln und Büchern als Propagandist im Dienste der Sowjetunion Einfluss nahm.

Als sowjetischer Korrespondent der „Iswestija“ schrieb er über den Spanischen Bürgerkrieg, half in Frankreich spanischen Republikflüchtlingen und konnte das Land nach dem deutschen Einmarsch mit sow-

Die Welt ist kein geordnetes Pfeifenregal. Ilya Ehrenburg vor seiner Schreibmaschine, deren Klappern zeitweilig mit dem Knattern der Kalaschnikows einhergegangen ist

Bild: Wikimedia Commons



jetischem Botschaftspersonal über Berlin verlassen. Der Hitler-Stalin-Pakt im August 1939 stürzt ihn in eine tiefe Krise.

Über seine Erfahrungen schreibt er die Novelle „Der Fall von Paris“, für deren Publikation er Stalins Erlaubnis erhält. Den deutsch-sowjetischen Krieg verfolgt und kommentiert er als Korrespondent der „Krasnaya Zvezda“ (Roter Stern), seine Artikel werden in der Roten Armee mit großer Begeisterung gelesen. In diesen finden sich extreme Formulierungen und Appelle, die leider in den jahrelangen Kämpfen zur Wirklichkeit wurden.

Über die Eroberung Kiews schreibt er: „Das Blut des Feindes abwaschen. Kiew wird wie der Phönix aus der Asche“ auferstehen. „Wir verstehen nun, dass die Deutschen nicht menschlich sind ...“ Es folgen am 24. Juli 1942 in der genannten Zeitung Aufforderungen zur schonungslosen Tötung in alttestamentarischen Wendungen. Englisch zitierte ihn Rubenstein folgendermaßen: „If you have killed one German, kill another“ ... Der sowjetische Offizier Lew Kopelew, wie Ehrenburg jüdischer Abstammung, übte Kritik an Ehrenburg und wird deswegen und wegen „Mitleids mit dem Feind“ im April 1945 verhaftet.

Die hier auszugsweise wiedergegebenen Äußerungen bezeugen ähnliche Hass- und Rachedgedanken wie in dem später vielfach zitierten Aufruf.

Rubenstein schildert das Leben Ehrenburgs (bis zu dessen Tod im Jahre 1967) in großer Objektivität und stellt auch seinen zeitweisen Widerstand gegen Stalinsche Zumutungen heraus. Ehrenburg wurde zweifellos benutzt und protegert, wenn es dem Ansehen der Sowjetunion diene, er erhielt den Stalin-Preis, den Lenin-Orden und war bis zu seinem Tode Abgeordneter im Nationalitätenkongress. Nach 1945 war er für die „Friedensfreude“ und „Friedenskongresse“ – einer fand 1948 im gerade polnisch besetzten Breslau statt – tätig. Mit seinem Buch „Tauwetter“ gab er der beginnenden Entstalinisierung einen heute noch gängigen Namen.

Seine Rolle blieb bei vielen Zeitgenossen in Politik, Gesellschaft und Literatur umstritten, er war verstrickt in ein mörderisches System, fand aber aus Angst um sein eigenes Leben nicht den Mut, daraus auszubrechen. Er war Täter, Mitschuldiger und Opfer zugleich, seine Willfährigkeit war der Preis für sein Überleben.

Rüdiger Goldmann (KK)

Netter Zug

Modelleisenbahn im Schlesischen Museum zu Görlitz

Die bis Anfang September geöffnete Ausstellung „Achtung Zug! 175 Jahre Eisenbahn in Schlesien“ im Schlesischen Museum zu Görlitz wird mit wechselnden Sonderpräsentationen ergänzt. Bis zum 1. Mai ist die Dokumentation „Sonderzüge in den Tod. Die Deportationen mit der Deutschen Reichsbahn“ zu besichtigen. In diesem Projekt setzte sich die Deutsche Bahn AG mit der Geschichte ihrer Vorläuferorganisation in der Zeit des Nationalsozialismus auseinander.

Die Ausstellungstafeln informieren über die Entwicklung der Eisenbahn in Schlesien seit 1842. Die Dokumente zeigen, wie die Deutsche Reichsbahn in den nationalsozialistischen Staat und seine verbrecherischen Ziele eingebunden war. Das Schlesische Museum zu Görlitz hat die Dokumentation mit Informationen über das Schicksal der jüdischen Bevölkerung in Breslau und Görlitz ergänzt.

Nicht nur Spezialisten und Fans von Modellanlagen dürften über die Präsentation von zwei versierten Vereinen beeindruckt sein. Zum Museumsfest am 5. Mai wird

ein detailgetreues Modell der Zackenbahn vorgestellt. Es ist ein Werk des Vereins Schlesische Gebirgsbahn e. V., der über viele Jahre hinweg die 49 Kilometer lange Strecke von Hirschberg/Jelenia Góra bis zum tschechischen Korenov (vor 1918 Grünthal, dann Polubny/Polaun) erforscht und in Miniatur nachgebildet hat. Die Besucher können markante Streckenabschnitte wie den schmalen Moltke-Einschnitt bei Niederschreiberhau oder die Iser-Brücke entdecken. Die von 1891 bis 1902 errichtete Zackenbahn zeichnet sich durch eine Steigung von 40 Prozent aus. Dies war übrigens bereits eine der ersten Strecken in Deutschland, die zwischen 1911 und 1923 elektrifiziert wurden. Ab 1927 kamen Triebwagen der DR-Baureihe ET 89 mit dem Spitznamen „Rübezahl“ zum Einsatz.

Beide Modellanlagen können während der Öffnungszeiten des Museums besichtigt werden, an den Wochenenden sind sie mit Fahrbetrieb zu erleben. Die Vereinsmitglieder lassen originalgetreue Züge aus verschiedenen Zeiten verkehren.

(KK)



Fast wie im richtigen Leben: Das Schlesische Museum zu Görlitz appelliert in seiner Eisenbahnausstellung an den kindlichen Spieltrieb und offenbar auch an einen nicht weniger kindlichen Sinn für Naturromantik

Bild: Dieter Göllner

Ruheloser Geist und Ghostwriter

Leo Lania: Land im Zwielficht. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Michael Schwaiger. mandelbaum verlag, Wien 2017, 24,90 Euro

Michael Schwaiger: „Hinter der Fassade der Wirklichkeit“. Leben und Werk von Leo Lania. mandelbaum verlag, Wien 2017, 24,90 Euro

Leo Lania: Gewehre auf Reisen. Mit einem Vorwort von Kurt Tucholsky. mandelbaum verlag, Wien 2004, 19,90 Euro

In der Galerie der unbekanntesten Schriftsteller, die Großes vollbracht haben, zählt Leo Lania, der mit bürgerlichem Namen Lazar Hermann hieß, sicherlich zu einem der unbekanntesten. Nach dem frühen Tod ihres Mannes zieht die Mutter mit ihrem 1896 geborenen Sohn 1906 von Charkow in ihre Heimatstadt Wien. Zunächst staatenlos, zieht Leo Lania für Österreich in den Weltkrieg. Kaum zurück, mischt er sich in die politischen Auseinandersetzungen ein, zunächst auf Seiten der Kommunistischen Partei. Es zieht ihn nach Berlin. Hier macht er bis zur Emigration 1932 gleich in zwei Bereichen Karriere. Zunächst arbeitet er als Journalist, genauer: als investigativer Journalist, wie es heute heißt. Sein Meisterstück gemahnt an Wallraff: Er recherchiert eine Woche unerkannt als „italienischer“ Kollege beim „Völkischen Beobachter“ in München. Er enthüllt zwar nicht „Windiges aus der Luftfahrt“, aber ebenso Brisantes über Waffenschmuggel und die Wiederbewaffnung der Reichswehr. Seine Reportage „Gewehre auf Reisen“ ist von atemberaubender Aktualität. Waffenschmuggel hat offensichtlich immer Konjunktur. 1923 setzte sich das entsprechende Kartell aus Banken, Diplomaten, Freischarleuten, einem Rittmeister und einem General zusammen. Neben dem Profitinteresse ging

es um die nationalistisch motivierte Absicht, die Reichswehr insgeheim aufzurüsten.

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre arbeitet Lania zwar immer noch als Journalist, gründet sogar die Nachrichtenagentur Intel, aber er findet Gefallen an Arbeit in der Kultur. Bertolt Brecht lernte Leo Lania über Piscator kennen und arbeitete einige Jahre mit ihm zusammen, z. B. am Drehbuch für die Verfilmung der „Dreigroschenoper“. An Piscators Dramatisierung von Haseks „Schwejk“ war er ebenso beteiligt. Heutzutage geht einer wie Leo Lania als Multitalent durch, bedenkt man, dass er sich als Journalist, Drehbuchautor, Dramaturg und Prosaautor durchschlug.

Von seinem ersten Roman soll im Folgenden die Rede sein, der freilich erst 1949 auf Deutsch erscheinen konnte. 1934 wurde er in London unter dem Titel „Land of Promise“ veröffentlicht. Auf den Unterschied zwischen der Übersetzung „Versprechen“ für „promise“ und Zwielficht soll hier nicht eingegangen werden. Zwielficht trifft den Kern des Romans besser.

Er beginnt idyllisch: „Der Wald schlief noch. Sein Atem ging ruhig und sehr leise.“ Die Idylle trägt. Denn der Roman beginnt mit einer Szene aus dem Ersten Weltkrieg. Vizefeldwebel Rosenberg ist mit Kanonier Heinicke unterwegs zu Pferd, als Beobachter in die vorderste Stellung. Schon ist es mit der Idylle vorbei, das Gefecht beginnt, und nur unter Aufbietung höchsten Einsatzes kommen er und Heinicke halbwegs wohlbehalten aus dieser Schlacht und dem Krieg nach Hause zurück. Die Kriegsschilderung Lantias beruht auf eigenen Erfahrungen als Artillerieoffizier. Dieser Krieg führt Rosenberg freilich bis nach Galizien in die Stube des Schneiders Mendel. Schneider Mendel wiederum gelingt im ukrainischen Bürgerkrieg die Flucht nach Berlin, wo er zeitweise eine Schneiderwerkstatt führt. Tochter Esther, die den damals frischbefördeerten Leutnant Rosenberg eher ängstlich beäugt

hatte, ist mittlerweile Doktorandin der Medizin mit besten Aussichten – also eine gute Partie. Die beiden heiraten.

Nein, es ist keine Klischeegeschichte, die Leo Lania geschrieben hat. Er hat genau den Untergang des Kaiserreichs und die Schwierigkeiten der Weimarer Republik beobachtet. Doch endet Rosenbergs Leben grässlich. Als Nazihorden sein Haus stürmen, versucht er den Gegner mit seiner Leutnantsuniform einzuschüchtern. Die Plünderer lassen sich nicht beeindrucken, sie erschlagen den Offizier. Und auch für den ostgalizischen Schneider Mendel und seine Tochter Esther gibt es keine Aussicht auf ein besseres Leben.

In der Konzentration auf die Lebenswege seiner Protagonisten beschreibt Leo Lania sehr präzise all den Sinn und Widersinn, mit dem die Weimarer Republik nicht fertig wurde, nicht fertig werden konnte, weil es zu wenig überzeugte Demokraten gab.

Ihm selbst gelingt nach Stationen des Exils in Frankreich und Großbritannien die Flucht in die USA. Dort stürzt er sich wieder in politische Arbeit. Seine englischen Sprachkenntnisse verhelfen ihm zu großem Einsatz vor allem im Rundfunk und als Vortragender in Sachen antifaschistischer Politik. Zwar ist er nicht immer mit allen Entscheidungsträgern in den Gremien einig, aber sein Engagement für die Sache der Demokratie ist beeindruckend. Nach dem Krieg pendelt Lania zwischen Europa und den USA.

1960 erscheint Willy Brandts Autobiographie „Mein Weg nach Berlin“, aufgezeichnet von Leo Lania. Leider verrät Michael Schwaiger nicht, wie es zu dieser Allianz kam. Lapidar berichtet der Autor, dass Leo Lania mit der Arbeit an diesem Buch 1959 begann. In der nicht ganz ironiefreien zeitgenössischen Rezension („Der Spiegel“ 17/1960) erfährt man immerhin, dass erste Kontakte bei Brandts „Amerika-Werbetournee im Februar 1959“ geknüpft wurden. Schon zu Beginn der Arbeit an diesem Projekt bekennt Lania in einem Brief an Brandt, dass er sich als sein „Eckermann“ fühle. Es ist Lantias letzte abgeschlossene Arbeit. Im November 1961 stirbt er in München.

Verlag und Herausgeber sind zu loben dafür, dass sie einen der großen Unbekannten aus der Weimarer Literaturszene an das Licht des Tages gehoben haben. Gerade in diesen Tagen, in denen „Alternative Fakten“/„Fake News“ mit

vielen Nebelkerzen und noch mehr Getöse den Blick auf die Realität behindern, ist es wichtig zu erkennen, dass es dergleichen schon immer gegeben hat. Noch wichtiger allerdings ist, dass es schon damals Mittel dagegen gab, Mittel, mit denen auch heute noch gegen die Blender gekämpft werden kann.

Ulrich Schmidt (KK)

„Tage schwerster Heimsuchung“

Maria Anna Zumholz / Michael Hirschfeld (Hrsg.): Zwischen Seelsorge und Politik. Katholische Bischöfe in der NS-Zeit. Verlag Aschendorff, Münster 2018, 817 S., 29,80 Euro

Zu Beginn der NS-Herrschaft wurde die Lage auch von der Kirche unterschiedlich eingeschätzt. „Hier standen sogenannte Brückenbauer wie Berning (Osnabrück), Kaller (Ermland), Faulhaber (München) und Gröber (Freiburg) klarsichtigen Bischöfen wie v. Preysing (Berlin) und v. Galen (Münster) gegenüber.“ Für Kaller – sein Bild fehlt unter den fünfzehn Köpfen auf dem Schutzumschlag – kam die Nähe zur Sowjetunion bzw. Polen als Grenzlandbistum erschwerend hinzu. So die Kirchenhistoriker Zumholz und Hirschfeld von der Universität Vechta, die sich bereits wiederholt mit der Situation der katholischen Kirche in der NS-Zeit beschäftigt haben. Grundlage ihres neuen Buches in Lexikonstärke ist eine Tagung im November 2016 in der Katholischen Akademie Stapelfeld bei Cloppenburg, bei der 17 Historiker wissenschaftlich exakte Kurzbiographien des Führungspersonals der katholischen Kirche während des Nationalsozialismus vortrugen.

26 Autoren sind es im Buch, die insgesamt neun Erzbischöfe und 25 Bischöfe auch mit Foto und Bistumskarte vorstellen. Da er nicht in der Deutschen Bischofskonferenz vertreten war, fehlt Carl Maria Splett, der Bischof von Danzig, ebenso vermisst man die Prälaten von Schneidemühl, Glatz und Branitz, die zur Kirchenprovinz Breslau gehörten.

Das Buch treibt keine Schönfärberei, vielmehr enthält es Sätze wie: „in Süddeutschland ist ein signifikant ausgeprägter Antijudaismus virulent“. Dazu werden eine „erschreckende Denunziati-

onsbereitschaft sowie Dissonanzen zwischen Diözesanpriestern“ konstatiert. Kaller ist der einzige, der in der Überschrift in die Nazi-Ecke gestellt wird. Zitiert wird der Satz aus seinem in Deutschland viel nachgedruckten Hirtenbrief nach der Machtergreifung: „Jetzt wird das Reich neu gezimmert.“ Schon Mitte des Jahres 1933 erkannte er seinen Irrtum.

Dass in der Kürze die Würze liegt, beweisen die Autoren Bendel und Karp, die entgegen ihrer Monographie (Münster 2017) in ihrem Kurzportrait Kallers Widerstand gegen die Nazis prägnanter herausarbeiten und darauf hinweisen, dass der Bischof und das Bistum schon bald unter besondere Gestapokontrolle gestellt wurden, „weil man im Ermland einen Herd des Umsturzes vermutete“. Aus den jeweiligen Tabellen zur Kirchenbindung geht hervor, dass nach Passau, Eichstätt und Würzburg das Ermland die wenigsten Kircheng Austritte hatte. Die Ostpreußenkarte gibt die Städtenamen zweisprachig wieder.

Birgit Mitzscherlich, Leiterin des Diözesanarchivs des Bistums Dresden-Meißen in Bautzen, schrieb den Beitrag über Bischof Petrus Legge (1882–1951) unter dem Titel „Tage schwerster Heimsuchung“. Er war der einzige Oberhirte im Deutschen Reich, der inhaftiert und verurteilt wurde, dann aber als freier Mann das Gericht verlassen konnte. Von 1935 bis 1937 konnte er sein Bischofsamt nicht ausüben. Nuntius Orsenigo nahm ihm im Gefängnis Ring und Pektorale ab, „damit sie nicht profaniert würden“. Dies und die „Hafterfahrung, aber auch die mangelnde Solidarität seiner bischöflichen Mitbrüder haben ihn dauerhaft gezeichnet“. Mit einer Ausnahme vermied er es nach dem Kriege, die Sitzungen der Bischofskonferenz zu besuchen. Legge stand einem Bistum vor, das unter 5,4 Millionen Einwohnern nur 3,7 Prozent Katholiken zählte. Als vorheriger Caritasdirektor kannte er Not und Elend vieler Diözesanen und hatte dann vergeblich um den Erhalt katholischer Schulen zu kämpfen. Er lernte Polnisch, um die Wanderarbeiter besser betreuen zu können, und geriet damit auch in Konflikte mit den „germanisierenden“ Nazibehörden.

Zum „Bekennerbischof“ wurde Johannes Baptist Sproll (1870–1949) von Rottenburg. Von 1938 bis 1945 wurde er nach ständigen Konflikten mit den Nazis aus seinem Bistum verbannt.

Nachdem Sascha Hinkel bereits ihr Portrait des Breslauer Kardinals Bertram mit seiner wahrscheinlich nie erfolgten „Anweisung“ beginnt, für Hitler ein Requiem zu halten, untersucht Winfried Töpler, Leiter des Bistumsarchivs Görlitz, sie quellenkritisch. Sein Ergebnis: „Der (durchgestrichene) Requiemzettel war ein reines zu Papier gebrachtes Gedankenspiel, das den Schreibtisch des Kardinals nie verlassen hat. Der Zettel stammt nicht aus dem Mai 1945, denn der Nachlass endet mit dem 20. Januar 1945. Der Zettel wurde wahrscheinlich am 20. Juli 1944 geschrieben.“

Wichtig ist besonders das zusammenfassende Schlusskapitel von Maria Anna Zumholz: „Die Fuldaer Plenarkonferenz“, deren wichtigste Ereignisse sie von 1933 bis 1943 gesondert vorstellt. Es fiel den Bischöfen vor allem am Anfang schwer, eine einheitliche Linie gegen das NS-Regime zu finden. Später wurde die Veröffentlichung von gemeinsamen Hirtenbriefen immer schwerer, zumal in einigen Ordinarien sogar Schreibmaschinen, Vervielfältigungsgeräte, ja selbst Schreibpapier beschlagnahmt wurden.

Der Paderborner Erzbischof Lorenz Jäger versuchte im Sommer 1945 in einem Brief an den Papst das Verhalten der Bischöfe zu rechtfertigen: „Wir waren uns nicht immer einig und hielten uns mit Rücksicht auf den Eindruck eines verschiedenen Vorgehens beim gläubigen Volk zurück.“ Das Schweigen zu Konzentrationslagern und der Vernichtung der Juden habe drei Gründe gehabt: Es sei schwer gewesen, verbürgte Nachrichten zu erhalten, man konnte den Betroffenen nicht wirksam helfen, hätte etwa ihre Lage noch verschlimmert, und nach einem derartigen Eintreten hätten die Nazis das kirchliche Leben noch mehr drosseln können. Schon 1937 stellte der Kölner Kardinal Schulte in einer Situationsanalyse für den Vatikan fest, das NS-Regime strebe „grundsätzlich und definitiv die Vernichtung des Christentums und insbesondere der katholischen Religion“ an.

Mit vielen Fußnoten, Literaturhinweisen, langem Personen- und Ortsregister sowie Autorenverzeichnis erfüllt das Buch alle Voraussetzungen eines für die Kirchen- und Profangeschichte bedeutsamen Werkes. Es liest sich spannend und hat wegen der finanziellen Unterstützung durch einige Bistümer einen günstigen Preis.

Norbert Matern (KK)

Es dämmert. Dämmert es uns?

Ivan Krastev: Europadämmerung. Ein Essay. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017; 144 Seiten, 14 Euro

Als EU-Ratspräsident Donald Tusk beim jüngsten EU-Gipfeltreffen im Dezember in Brüssel die Migrationspolitik Europas als spalterisch und ineffektiv bezeichnete, gab es seitens der 28 Staats- und Regierungschefs sofort Widerspruch. Tusk erinnerte daran, dass vor mehr als zwei Jahren beschlossen worden war, insgesamt 120 000 Flüchtlinge aus Griechenland und Italien innerhalb der EU umzusiedeln, und dass bisher nur 34 000 umverteilt wurden. Zudem wies er darauf hin, dass die EU bei diesem Thema in Ost und West gespalten ist. Westliche Medien stellen dabei gerne Polen, Ungarn und Tschechien an den Pranger, die sich geweigert haben, Flüchtlinge aufzunehmen. Dass Frankreich bisher nur einen Bruchteil der zugesagten 30 000 Menschen aufgenommen hat, wird jedoch geflissentlich übersehen, was man durchaus als mediale Arroganz gegenüber Mittel- und Osteuropa bezeichnen kann.

Die nüchterne Einschätzung Tusks mag vielen europäischen Politikerinnen und Politikern überzogen scheinen, unter Fachleuten ist der EU-Präsident damit nicht allein. „Die Flüchtlingskrise erweist sich als Europas 11. September“, schreibt der bulgarische Politologe Ivan Krastev in seinem Essay mit dem Titel „Europadämmerung“. Und: „Als einzige wirklich gesamteuropäische Krise stellt sie das politische, ökonomische und soziale Modell Europas infrage.“ Migranten seien die geschichtlichen Akteure, die über das Schicksal des europäischen Liberalismus entscheiden würden, heißt es an anderer Stelle. Was die Ost-West-Spaltung anbelangt, spricht Krastev von deren Wiederauferstehung in der Migrationsfrage und geht sogar einen Schritt weiter: Er erkennt darin ein Anzeichen für einen möglichen vollständigen oder teilweisen Zerfall der EU.

Zunächst aber: Wer ist Ivan Krastev? Er ist Vorsitzender des Centre for Liberal Strategies in der bulgarischen Hauptstadt Sofia und Permanent Fellow am Institut für Wissenschaften vom Menschen in Wien, verrät die Kurzbiografie zu Beginn des Buchs, auch dass Krastev re-

gelmäßig Analysen für die angesehene „New York Times“ schreibt. Die Originalausgabe von „Europadämmerung“ erschien im vergangenen Jahr unter dem Titel „After Europe“ in den USA, bevor der Essay unter anderem ins Deutsche übersetzt wurde.

Nicht nur die Zahlen geben Krastev darin recht, dass er in der Migrationsproblematik eine Bedrohung für den Fortbestand der EU sieht: 2015 wurden in der EU rund 1,3 Millionen Erstanträge auf Asyl gezählt, ein Jahr später waren es mehr als 1,2 Millionen, 2011 aber noch knapp über 300 000. Anfang 2016 schloss die EU bekanntlich ein Abkommen mit der Türkei, das die dort lebenden mehr als drei Millionen Flüchtlinge an der Weiterreise nach Europa hindern soll, Italien handelte im vergangenen Sommer einen ähnlichen Deal mit einer der beiden Regierungen des Bürgerkriegslandes Libyen aus.

Doch Hunderttausende oder sogar Millionen von Migranten warten und hoffen nach Erkenntnissen der Geheimdienste, dass ihnen die Flucht aus Nordafrika über das Mittelmeer nach Europa gelingt. Zwar ist inzwischen auch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel nicht mehr zu einladenden Selfies mit Flüchtlingen bereit, sondern lobt wie jüngst im Januar bei ihrem Besuch in Bulgarien das Land für den Schutz der EU-Außengrenze, doch insgesamt fehlt der EU bisher eine Strategie. Eine Reform der sogenannten Dublin-Regelung, die unter anderem festlegt, dass Flüchtlinge in dem Land Asyl beantragen, in dem sie EU-Boden betreten, soll erst in diesem Sommer zur Debatte stehen.

Der bulgarische Politologe ist ein hervorragender Analyst mit faszinierenden Konzepten und funkelnden Ideen. So setzt er beispielsweise die Migration in unserer vernetzten Welt einer Revolution gleich, die anders als im 20. Jahrhundert nicht von ideologisch gefärbten Bildern, sondern von den auf Google Maps verbreiteten Fotos vom Leben auf der anderen Seite der Grenze inspiriert sei. Getragen werde sie von Einzelnen und Familien, nicht von politischen Bewegungen oder sozialen Klassen. Auch brauche diese Revolution keine Führer. „Der Weg in die Europäische Union ist heute attraktiver als jede Utopie. Für viele ‚Verdammte dieser Erde‘ bedeutet Veränderung heute, wegzugehen und das Land zu wechseln, statt zu bleiben und die Regierung auszuwechseln.“ Wer wollte dem widersprechen? Wie elend hingegen nimmt

sich die Leier einiger Politiker aus, die nicht müde werden zu versichern, man wolle in den Herkunftsländern der Migranten investieren und Entwicklungshilfe leisten, um die Fluchtursachen zu bekämpfen. Ebenso wie der deutsche Historiker Heinrich August Winkler sieht Krastev den Flüchtlings- und Migrantenstrom als die treibende Kraft für den europaweit erstarkten Rechtspopulismus.

Er stützt sich dabei unter anderem auf die Studie einer britischen Denkfabrik, die lange vor der Brexit-Entscheidung und vor dem Wahlsieg Donald Trumps in den USA nachwies, dass die Ablehnung der liberalen Migrationspolitik das entscheidende Merkmal der Anhänger rechtspopulistischer Parteien ist. Nicht die Wirtschaftskrise oder die soziale Ungleichheit habe dazu geführt, dass sich Teile der Öffentlichkeit gegen den Liberalismus wandten. Vielmehr sei dies dem Umstand zuzuschreiben, dass die liberalen Eliten unfähig seien, die Migration und ihre Folgen zum Gegenstand der politischen Auseinandersetzung zu machen.

Die Bundestagswahl im vergangenen Herbst lieferte Krastev einen weiteren Beweis dazu – insofern ein solcher noch nötig war. Eine weitere Ursache für die Zunahme des Populismus sieht der Autor des Buchs darin, dass sich auf den Führungsebenen der Gesellschaften Europas weitgehend meritokratische Eliten durchgesetzt haben, deren Legitimation Leistung und nicht Loyalität sei, was zum Verlust an politischer Gemeinschaft führe. Die Treue gegenüber ethnischen oder sozialen Gruppen aber mache den Kern der Attraktivität des neuen Populismus aus.

„In Westeuropa symbolisiert 1968 das Engagement für kosmopolitische Werte, während dieses Jahr im Osten für die Wiedergeburt nationaler Gefühle steht“, ist einer der Gedanken, die den Essay leuchten lassen. Für das Europa westlich des Eisernen Vorhangs steht das Jahr für die Revolte der damals jungen Generation gegen die politischen Verhältnisse und eine verknöcherte Moral, für Emanzipation im weitesten Sinn. In den Satellitenstaaten Moskaus hingegen führte der sowjetische Einmarsch in Prag das Ende des vom Kommunismus aufgezwungenen Internationalismus herbei. Als einer, der im sozialistischen Bulgarien geboren wurde, weiß Krastev, wovon er spricht, und versteht die Haltung der Mittel- und Osteuropäer in der aktuellen Migrationsfrage deutlich zu machen, ohne sie

zu rechtfertigen. Zwar benötigten die dortigen Volkswirtschaften nach der Abwanderung von Millionen von Arbeitskräften (2,5 Millionen Polen, 3,5 Millionen Rumänen, 600 000 Litauer usw.) ebenso wie jene im Westen Migranten, doch der Osten habe keine Kolonialgeschichte und keine Schuldgefühle. Die Integration der Roma gelte als gescheitert, was zu einem Mangel an Mitgefühl für Migranten führe, zudem fühlten sich die Bürger in den zumeist ethnisch einheitlichen Staaten wohl. Die Spaltung zwischen West und Ost in der Migrationsfrage habe Ähnlichkeit mit dem Unterschied zwischen den kosmopolitischen Großstädten und den ländlichen Gegenden im Westen.

Es sind nicht allein die Einsichten, zu denen das Buch verhilft, die seinen Reiz ausmachen. Krastev zeigt sich auch als Kenner der schöngeistigen Literatur Europas, er flicht, überall wo seine Ausführungen es möglich machen, Zitate und Beispiele aus Büchern von Philip Roth, George Orwell, Michel Houellebecq, Eugen Ionesco, Bertolt Brecht, José Saramago, Rainer Maria Rilke oder Joseph Roth ein. Als eine Hommage an den großen Erzähler aus Österreich ist es zu werten, dass Krastev seinen Essay mit einem Zitat aus dem Roman „Radetzky marsch“ einleitet und die Frage stellt, ob die Europäische Union dazu verdammt sei, ähnlich zu zerfallen wie einst das Reich der Habsburger?

Der Schluss des Buchs aber stellt ein Gleichgewicht her, denn der Autor lässt Hoffnung zu. Über die Zukunft Europas könnten nicht institutionelle Reformen, sondern fähige Politiker entscheiden, wie es der französische Präsident Emmanuel Macron sei. Auch rät Krastev zu einem Kompromiss bei der Forderung nach gut geschützten Außengrenzen der EU und stellt fest, dass die vielfältigen Krisen zu dem Gefühl beigetragen haben, dass wir Europäer alle Teil derselben Gemeinschaft sind.

Rudolf Herbert (KK)

Goutieren und fotografieren

Geschmack des Lebens auf Schloss Fürstenstein: im Objektiv von Louis Hardouin, dem Küchenchef der Familie von Hochberg / Zamek Książ Wałbrzychu. Beata Lejman (Bearb.). Atut, Wrocław 2017. 245 S.

Die Welt der Schönen und Reichen imponiert und findet Aufmerksamkeit. Das galt auch für Schlesien zu Zeiten, in denen die Welt noch in Ordnung schien. Aber war sie das eigentlich jemals?

Vor hundert Jahren endete der Erste Weltkrieg. In Schlesien wie anderswo im Deutschen Reich hatten die Familien Tote, Vermisste und Verwundete zu beklagen. Ernährungsmangel sowie schließlich die Spanische Grippe forderten ungezählte Opfer. Und vor dem Krieg? Die Diskrepanz zwischen dem Leben einer kleinen Elite und dem von Industrie-, Berg- und Landarbeitern konnte nicht größer sein.

Das gilt auch für das Waldenburger Bergland in Schlesien, wo sich das allseits bekannte Schloss Fürstenstein als Landmarke sowie als Inbegriff des Reichtums ihrer Besitzer erhebt. Noch kurz vor dem Weltkriegsausbruch war der aufwendige Ausbau des alten Adelsitzes begonnen worden. Für die fürstliche Besitzerfamilie Hochberg kam der unermessliche Reichtum insbesondere aus der Steinkohleförderung in ihrer oberschlesischen Standesherrschaft Pless. Als die niederschlesische Schloßerweiterung 1922 abgeschlossen wurde, war die „gute Zeit“ auch vorbei. Aus Pless war Pszczyna geworden, die Industrieverwaltung im nunmehr polnischen Teil Oberschlesiens war schwierig und unterlag staatlichen Eingriffen.

Wirtschaftskrise und Inflation zehrten auch bei den Waldenburger Besitzungen die Erträge auf. Und dennoch: Das Leben in Fürstenstein zwischen 1909 und 1926 zeigt sich in zeitgenössischen Fotografien als Idylle, als Luxus und Inbegriff von Pläsier und Sorglosigkeit.

Historische Fotosammlungen aus Schlesien sind kaum erhalten. Im Jahr 2016 reiste eine Gruppe polnischer Aktiver aus dem heutigen Ksiaz nach Kanada. Dort lebt hochbetagt die Enkelin des ehemaligen Fürstensteiner Hofkochs Louis Hardouin (1877–1954). Der Franzose war im Gefolge der Fürstin Daisy über England nach Schlesien gekommen, wo er wohl bis 1932 wirkte. Er nahm jedoch auch an den Reisen des Fürstenehepaares teil, war zeitweise in Pless tätig.

Neben seiner famosen Koch- und Backkunst widmete er sich begeistert der Fotografie. Erhalten haben sich wohl mehr als eineinhalbtausend

Aufnahmen, die nun als Scans nach Schlesien zurückkehrten. Dieser Schatz gibt eine Vorstellung von vergangenem Glanz und früherer Herrlichkeit in Fürstenstein: spielende Kinder, uniformierte Diener, gepflegte Gärten, die Großküche, Schlittenfahrten, Billardspiel. Die Bilder sind gestellt, die Szenerien teilweise austauschbar. Doch eben das war ein wesentlicher Teil der Marken „Fürstenstein“, „Hochberg-Pless“ sowie des gegenwärtig wiederauflebenden Glamours von „Fürstin Daisy“, dass eine Außenwirkung entstand.

Hardouin war Dokumentar dieses inszenierten Geschehens, durchaus nicht standesgemäß, also nicht auf gleicher Ebene mit den fürstlichen Herrschaften, jedoch auf der eines oberen Bediensteten, der ein beinahe ebenso sorgloses Leben führen konnte. Eine Auswahl seiner Lichtbilder wird seit Februar 2017 in Ksiaz gezeigt. Unter gleichem Titel ist ein Bildband erschienen, der von der Betreibergesellschaft herausgegeben wurde. Die hochinteressante Publikation ist in deutscher Fassung vor Ort sowie im Breslauer Buchhandel erhältlich.

Stephan Kaiser (KK)

Leipziger Straße in Bukarest

Die Leipziger Buchmesse, auf der sich Rumänien als Schwerpunktland präsentierte, hat in der Stadt „gestreut“. In der Unteren Wandelhalle im Neuen Rathaus Leipzig wurde die Ausstellung „Leipzig – Bukarest – Leipziger Straße: eine europäische Geschichte“ eröffnet.

Die Ausstellung über die Leipziger Straße in Bukarest, die wichtigste Straße in der Altstadt der Hauptstadt von Rumänien, dokumentiert die über 400 Jahre zurückgehende bewegte Geschichte zweier Städte, die insbesondere durch den Handel verbunden waren. Die Geschichte der Leipziger Straße in Bukarest wird nun in einer in Bukarest kuratierten Ausstellung vorgestellt.

Sie ist nach der Präsentation in der Unteren Wandelhalle des Neuen Rathauses vom 12. April bis zum 6. Mai 2018 in den Promenaden Hauptbahnhof Leipzig zu sehen. Der Eintritt ist frei.

(KK)

Pommerwetter!

Das Pommersche Landesmuseum dokumentiert mit seiner Sammlung einen Horizont von wahrhaft pommerscher Weite

Vom 25. März bis zum 12. August 2018 ist im Pommerschen Landesmuseum in Greifswald die Sonderausstellung „Die Dänen!“ zu sehen. Es handelt sich um eine Schau mit rund 400 Gemälden, Zeichnungen und Druckgrafiken dänischer Künstler, die der Berliner Sammler Christoph Müller



Spitzenmalerei im Wortsinn. Wer so selbstbewusst seinen Mann und Modell steht, dem platzt nie der Kragen: Frans Hals, Bildnis eines vornehmen Herrn

Bilder: Museum

zusammentrug und dem Land Mecklenburg-Vorpommern schenkte.

Das weiße, klassizistische Gebäude, die moderne Glas- und Stahlkonstruktion der Museumsstraße und die Klosterbibliothek mit ihren roten Backsteinen bilden einen attraktiven Gebäudekomplex am historischen Markt der alten Hanse- und Universitätsstadt Greifswald, eingebettet in die historische Wallanlage. Dort, wo im Mittelalter Mönche des Franziskaner-Klosters beteten, befindet sich heute das Ensemble des Pommerschen Landesmuseums. Wer das Haus betritt, kommt am Museumsshop vorbei und erreicht über den Lichthof den Ausgangspunkt für eine Reise durch 14 000 Jahre pommersche Geschichte. Kulturelle, politische und wirtschaftliche Aspekte sowie regionale Besonderheiten werden durch zahlreiche Exponate, Dioramen und Medieninstallationen lebendig dargestellt. Höhepunkte der Dauerausstellung sind ein Saurier, der Peterfitzring aus 2 kg Gold sowie der fast 30 Quadratmeter große Croy-Teppich aus dem 16. Jahrhundert, der im Januar 2014 in das Verzeichnis national wertvoller Kulturgüter aufgenommen wurde.

Das Zusammenwirken engagierter Partner führte 1996 nach mehrjährigen Bemühungen zur Gründung der Stiftung Pommersches Landesmuseum. Die Ziele waren, pommersche Geschichte, Kultur und Kunst



Es ist nicht die, sondern nur ein See, aber das Licht, in dem die Umrisse in Farben aufgehen, hat Max Liebermann hier wie dort gefunden und zu bannen vermocht, und man spürt, was das heißen kann, „zwischen Himmel und Erde“: Gartenlokal am Wasser

ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken, sie wissenschaftlich darzustellen und didaktisch zu vermitteln. Die Greifswalder Universität und der Senat der Hansestadt griffen die Vision auf, ein Landesmuseum an den Greifswalder Bodden zu holen. Die Stadt stellte Liegenschaften und städtische Sammlungen bereit, die Universität brachte ihre wertvollsten Kunstschatze ein. Mit dem Bund und dem Land Mecklenburg-Vorpommern unterstützten zwei weitere starke Partner das Projekt.

Allerdings war es allen Beteiligten von Anfang an klar, dass ein Pommersches Landesmuseum vor dem Hintergrund der wechselvollen Geschichte Pommerns nur

in enger Kooperation mit polnischen und skandinavischen Einrichtungen agieren kann. In diesem Sinne wurde für die inhaltliche Ausrichtung des künftigen Landesmuseums ein wissenschaftlicher Beirat berufen, in dem Fachvertreter aus Polen, Schweden und Dänemark mitwirkten. Neben der Darstellung der pommerschen Landes- und Kulturgeschichte hat sich das Haus als Begegnungsstätte und als Forum im Ostseeraum für grenzüberschreitende Projekte, insbesondere auch für die Jugendarbeit, profiliert.

Im Jahr 2000 öffnete die Gemäldegalerie, 2005 wurde die gesamte – aus sechs Häusern und vier Außenanlagen bestehende

– Museumseinrichtung der Öffentlichkeit übergeben. Seit 2010 wird der Bogen noch weiter gespannt, und die Ausstellung berichtet von der Schwedenzeit Pommerns, der Preußenzeit bis zur Entstehung der Kaiserbäder.

Im Zeitraffer kann der Besucher bei einem Rundgang durch die Dauerausstellung des Pommerschen Landesmuseums zudem die Erdgeschichte erkunden: von der Kontinentalverschiebung über die Saurier bis zur Eiszeit, von den Urmeeren bis zur heutigen Küstenlinie, von der Kreide bis zum Bernstein. Im Kellergewölbe des 1845 errichteten Grauen Klosters wird der abenteuerlichen Reise des Bernsteins nach seiner Bildung vor 50 Millionen Jahren nachgegangen. In den historischen Räumen werden Meilensteine aus der 14 000 Jahre langen Geschichte der Menschen an der südlichen Ostseeküste präsentiert. Im Bereich „Urgeschichte“ ist das älteste von Menschen gefertigte Werkzeug Pommerns sowie ein fast zwei Kilogramm schwerer Goldring aus den Wirren der Völkerwanderungszeit zu bestaunen.

Sehenswert sind auch die Außenanlagen des Museums. Der Kohlgarten und der Baumgarten spiegeln die religiösen, medizinischen, ästhetischen und magischen Vorstellungen des Mittelalters wider. Prä-

gender Grundriss sind sich kreuzende Wege mit einem Baum oder Brunnen im Schnittpunkt.

Auf dem Gelände der einstigen Klosterkirche befinden sich die klassizistischen Räume der Gemäldegalerie. Vertreten sind hier Gerrit van Honthorst, Frans Hals, die norddeutschen Romantiker Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich, in Greifswald geboren, Vincent van Gogh, Max Liebermann, Max Pechstein und Alexej von Jawlensky. Der Bogen reicht von der Malerei des Barocks mit dem lebendigen Herrenbildnis eines Frans Hals oder der von innen leuchtenden „Anbetung der Hirten“ von Gerard van Honthorst bis hin zu den Malern des 20. Jahrhunderts, die von der rauen Natur der Ostseeküste angezogen wurden. Die besonderen Qualitäten dieser Sammlung liegen jedoch in Werken des 19. Jahrhunderts mit dem azurblauen Himmel Italiens, aber auch der neu entdeckten nordischen Landschaft bei Caspar David Friedrich. Letzterer ist mit sieben Werken vertreten, darunter auch seiner berühmten „Ruine Eldena im Riesengebirge“.

In der Gemäldegalerie des Pommerschen Landesmuseums werden wechselnde Sonderausstellungen mit Grafik, Malerei und Fotografie gezeigt.

Dieter Göllner (KK)

„Bursztyn“ auf Deutsch buchstabiert

Danziger Bernsteinmuseum stellt in Warendorf aus

Vom 14. April bis zum 7. Oktober 2018 können die Besucher des Westpreußischen Landesmuseums in Warendorf neben der Dauerausstellung unter dem Motto „Begegnungen mit einer deutsch-polnischen Kulturlandschaft“ auch eine neue Sonderausstellung zum Thema „Bernstein“ besichtigen. Erstmals werden 150 aus-

gewählte Bernstein-Kunstwerke aus der umfangreichen Sammlung des Danziger Bernsteinmuseums im Ausland gezeigt. Zu den Exponaten gehören Meisterwerke des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Hervorzuheben sind eine Madonnenskulptur des 17. Jahrhunderts, seltene Inkluden (Bernsteineinschlüsse) und einige moder-

Bernstein leuchtet nicht nur nach außen, die Aura strahlt nach innen: Madonna aus dem 17. Jahrhundert

Bild: Dieter Göllner

ne Kunstwerke des 21. Jahrhunderts, die von Absolventen der Danziger Kunstakademie, Abteilung Bernsteingestaltung, geschaffen wurden.

Nach 1945 entwickelte sich die Stadt Danzig/Gdansk zum wichtigsten Bernsteinzentrum für die Verarbeitung und Vermarktung des „Goldes des Ostsee“. Alljährlich findet im März in Danzig die größte Bernsteinmesse der Welt statt, die tausende Interessierte in die Hansestadt lockt.

Um die große Bedeutung des Bernsteins für Danzig und Polen hervorzuheben und an die jahrhundertealte Bernsteintradition anzuknüpfen, wurde im Jahr 2000 das Bernsteinmuseum/Muzeum Bursztynu als eine Sonderabteilung des Historischen Museums der Stadt Danzig/Muzeum Historyczne Miasta Gdanska gegründet. Die Spezialabteilung befindet sich im Stockturm der historischen Altstadt, dem ehemaligen Stadtgefängnis (heute Wieża Wizeinna). Das Bernsteinmuseum gehört heute zu den meistbesuchten Einrichtungen der Stadt, hat eine Sammlung von über 2000 Exponaten, konzipierte seit seiner Gründung 50 Sonderausstellungen und verzeichnete über 500 000 Besucher.

D. G. (KK)



In alle offenen Messer gelaufen

Zum Tod von Ota Filip



Er liebte „schwache Helden“ – und schrieb seine zweifelnde Liebe auf: Ota Filip

Bild: Wikimedia Commons

Seine Kindheit und Jugend hatte der am 9. März 1930 im damals schlesischen Ostrau gebürtige tschechische Schriftsteller Ota Filip in Ostrau und später in Prag verbracht. Bereits in seiner Familie waren die für Mitteleuropa charakteristischen Verwicklungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen angelegt. Eine Doppelbödigkeit, die sich auch in unterschiedlichen politischen Standpunkten fortsetzt. In Ota Filip's späteren Romanen und Erzählungen finden sich immer wieder jene typischen Figuren von Opportunisten wie auch Querulanten, die er seit seiner Kindheit erlebt hatte und die ihn sein weiteres Leben lang begleiten sollten. Zuweilen drängte sich im Schicksal Ota Filip's der Eindruck auf, dass er aus Opposition zu diesen Mentalitäten

in alle offenen Messer gelaufen ist, welche das zwanzigste Jahrhundert für ihn bereitgehalten hat.

Protectoratszeit und Kriegsende, die Vertreibung der Deutschen und der „real existierende Sozialismus“ in der CSSR sind historische Kulissen, die Filip in seinen Büchern mit lebendigen Akteuren zu bespielen vermochte, die immer für eine überraschende Wendung gut sind.

Auch Ota Filip's eigener Lebensweg war alles andere als geradlinig. Nach dem Abitur und einem Studium arbeitete Filip als Redakteur. Der kommunistischen Partei seines Landes war er nach der halbherzigen Entstalinisierung beigetreten und bald wieder ausgeschlossen worden. Wegen ideologischer Abweichung wurde er zu Zwangsarbeit verurteilt und verdiente später seinen Lebensunterhalt als Bergarbeiter und Lastwagenfahrer. Umstände, die er in seinen Büchern verarbeitete, die allerdings in der CSSR nicht veröffentlicht werden durften. Mit seinem Roman „Das Café an der Straße zum Friedhof“ erfolgte im Zuge des „Prager Frühlings“ von 1968 sein Debüt. Sehr bald schon hatten Übersetzungen im westdeutschen Ausland für Aufmerksamkeit gesorgt. Filip bevorzugte „schwache Helden“, die er mit beeindruckendem literarischem Geschick charakterisierte. Augenzwinkernder Humor, Lebensfreude und ein ungetrübter Blick für die Schwächen des menschlichen Individuums heiterten seine Texte auf.

Ein Jahr nach der gewaltsamen Niederschlagung des tschechoslowakischen Reformversuches eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ war Ota Filip erneut verhaftet und wegen „Unterwühlung von Staat und Gesellschaft“ zu 18 Monaten Haft verurteilt worden. Publikationen waren

ihm nach der Entlassung in seiner Heimat fortan verwehrt. 1974 übersiedelte Ota Filip mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland. In zahlreichen Artikeln, Aufsätzen, Büchern und Wortmeldungen setzte er sich für das gegenseitige Kennenlernen, für einen kulturellen Dialog der deutschen und tschechischen Nachbarn ein. Während des Kalten Krieges, als ganz Europa durch den Eisernen Vorhang getrennt war, schien es, als solle dieses Unterfangen utopisch bleiben.

Doch die Zeit war reif, und nach dem Zerfall des „real existierenden Sozialismus“ war für Brückenbauer wie Ota Filip die Stunde gekommen, sich endlich ohne ideologische und politische Tabus Gehör zu verschaffen. Immer öfter verfasst er seine Beiträge auch in deutscher Sprache. Im Band „... doch die Märchen sprechen deutsch“ legte Filip 1996 „Geschichten aus Böhmen“ vor, in welchen er sein Bestreben unterstreicht, zu einem inneren Frieden in der nicht immer unkomplizierten deutsch-tschechischen Nachbarschaft beizutragen. „Immer wieder habe ich in den Ruinen, die uns die deutsch-tschechische Vergangenheit in meiner einstigen Heimat nach 1939 hinterlassen hat, Gemeinsamkeiten entdeckt, verschüttete Grundmauern, abendländisch-christliche Traditionen, auf welchen wir eine gemeinsame Zukunft in Europa aufbauen können“.

Doch die vergiftete Vergangenheit sollte auch Ota Filip einholen. In einem Porträt des Bayerischen Fernsehens wurden am 10. Januar 1998 Weggefährten vorgestellt und Materialien seiner Stasi-Akten dokumentiert, die ihn schwer belasteten. Das für die sozialistischen Systeme charakteristische Gebräu aus Lügen und Wahrheiten führten zu einer Demontage des bislang guten Rufs Ota Filip. Wenige Tage später nahm sich sein Sohn Pavel das Leben. Der autobiographische Roman „Der siebente Lebenslauf“ (2001) ist ein Versuch des Schriftstellers, zu den Vorwürfen Stellung zu nehmen. Es taucht ein verworrenes Knäuel an Schuld und Versagen auf, und Ota Filip bekennt: „Ich kehrte immer wieder zurück nach Kadar im Sommer 1952, um die Spuren meiner damaligen Angst vor dem Tod zu suchen, entdeckte jedoch dort, in meiner Erinnerung und in meinen Träumen, immer wieder mein Vergehen an meinen Nächsten“.

In seinem Lebenswerk hat Ota Filip den Versuch unternommen, die Mechanismen totalitärer Systeme, die den Einzelnen in ihrem schrecklichen Würgegriff hielten, bloßzulegen. Und letztlich hat er diesen schonungslosen Blick auch auf sich selbst gerichtet. Am 2. März ist Ota Filip kurz vor seinem 88. Geburtstag in Garmisch-Partenkirchen gestorben.

Volker Strebel (KK)

Von der Partei wusste er manch Lied zu singen

Und nicht nur rühmliche: Louis Fürnberg aus Mähren

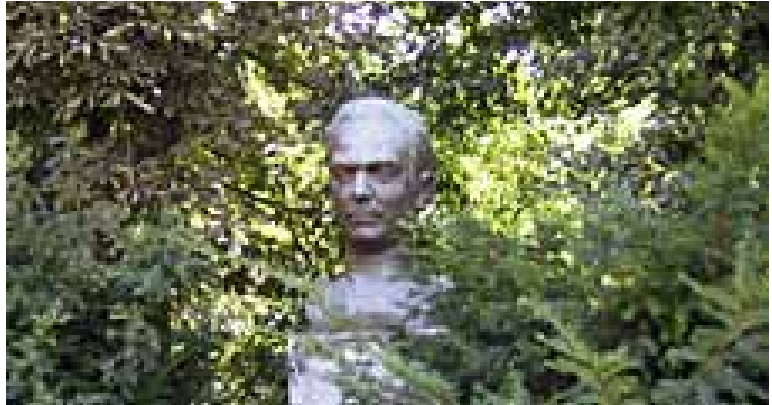
Der einstige DDR-Schriftsteller Louis Fürnberg, geboren 1909 im mährischen Iglau, ist zu seinem 60. Todestag von der KZ-Gedenkstätte Buchenwald bei Weimar geehrt worden. Der Verfasser kommunistischer Kampfgesänge wie „Du hast doch ein Ziel vor den Augen“ und „Das Lied von der

Partei“ hatte die letzten drei Jahre seines Lebens in Weimar verbracht, wohin er 1954 aus Prag gelangt war.

Im Verwaltungstrakt des ehemaligen Konzentrationslagers wurde jetzt das Arbeitszimmer samt Bibliothek des Autors aufgebaut und in die Bildungsarbeit ein-

*Mit wissendem
Lächeln lugt seine
Büste aus dem Grün –
sein wirkliches Gesicht
dürfte auch vom Wis-
sen geprägt gewesen
sein, wiewohl meist
ohne Lächeln*

Bild: Wikimedia Commons



gebunden. Dabei handelt es sich um eine Dauerleihgabe der Erben Louis Fűrnerbergs, die schon 2006 der Gedenkstätte übergeben wurde, nachdem zwei Jahre zuvor seine Witwe Lotte Fűrnerberg im Alter von 92 Jahren in Weimar gestorben war.

Der kommunistische Autor gehörte schließlich mit seinen Gedichten und Prosatexten, von denen die „Mozart-Novelle“ (1947) auch im Zürcher Manesse-Verlag 1991 veröffentlicht wurde, zur weitgefächerten deutschsprachigen Literatur Böhmens und Mährens. Zur feierlichen Eröffnung des Erinnerungsraumes hielt Dr. Jan Gerber vom Simon-Dubnow-Institut in Leipzig die Festrede zum Thema „Die Folgen des Slansky-Prozesses für jüdische Intellektuelle“, während Tochter Alena Fűrnerberg, 1947 in Prag geboren und bis 1914 Professorin am Schauspielinstitut „Hans Otto“ in Leipzig, Texte ihres Vaters vortrug.

Was der Prozess gegen den jüdischen Kommunisten Rudolf Slansky und 13 Mitangeklagte in Prag 1952, der mit elf Todesurteilen endete, im Leben Louis Fűrnerbergs bedeutete, muss erklärt werden. Der Schriftsteller wurde als Sohn eines deutsch-jüdischen Tuchfabrikanten geboren, wuchs aber im böhmischen Karlsbad auf, wo er das Gymnasium besuchte und 1926 in die Sozialistische Jugend eintrat. Im Jahr darauf ging er nach Prag, besuchte die Deutsche Handelsakademie und begann, in deutschsprachigen Zeitungen Gedichte zu

veröffentlichen. 1928 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei und heiratete 1937 Lotte Wertheimer, die Tochter eines österreichisch-jüdischen Fabrikanten, auch sie Kommunistin.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Prag am 14. März 1939 wurde das Ehepaar Fűrnerberg bei einem Fluchtversuch verhaftet, konnte aber 1940 über Jugoslawien ins britische Mandatsgebiet Palästina fliehen. In Jerusalem lebten Lotte und Louis Fűrnerberg bis 1946, pflegten Freundschaft mit dem in Haifa wohnenden, aus Schlesien stammenden Romanschriftsteller Arnold Zweig, schrieben Artikel für deutsche Exilzeitschriften wie den 1942/43 erscheinenden „Orient“ und kehrten dann nach Prag zurück, in die Hauptstadt eines Landes, dem die Machtergreifung der Kommunisten am 25. Februar 1948 noch bevorstand. Wie vor dem Krieg arbeitete Louis Fűrnerberg für Prager Zeitungen, leitete im Informationsministerium die Abteilung zur Aufnahme kultureller Beziehungen mit den deutschsprachigen Ländern und wurde 1948 für drei Jahre als Erster Botschaftsrat seines Landes nach Ostberlin geschickt.

Im Jahr 1953, ein Jahr nach seiner Abberufung aus der DDR-Hauptstadt, wurde er für seine journalistischen Arbeiten mit dem Julius-Fucik-Preis ausgezeichnet. Der Namensgeber dieses Preises, ein tschechischer Kommunist und Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung, der am 8.

September 1943 in Berlin-Plötzensee gehängt worden war, hätte ihn vor politischer Verfolgung schützen können, aber Louis Fürnberg zog es dann doch vor, 1954 die DDR-Staatsbürgerschaft einzufordern und nach Weimar, der Stadt der deutschen Klassik, übersiedeln. Diese Entscheidung für den SED-Staat hatte ihre besonderen Gründe, die in DDR-Literaturgeschichten selbstverständlich verschwiegen werden: Es war die nackte Angst, als „Abweicher“ (Begründungen fanden sich immer!) oder als „Trotzkist“ und „jüdischer Verschwörer“ von den eigenen Genossen verhaftet,

angeklagt und verurteilt zu werden. Der angstausslösende Vorfall war der Prozess vom 20. bis zum 27. November 1952 gegen Rudolf Slansky und Genossen, der mit elf Todesurteilen geendet hatte, die am 3. Dezember vollstreckt worden waren. Unter den Exekutierten war nicht nur der jüdische Schriftsteller Otto Katz (1895–1952) gewesen, der im mexikanischen Exil gelebt hatte, sondern auch Otto Fischl (1902–1952), der unmittelbare Vorgesetzte Louis Fürnbergs, der mit ihm 1952 aus Ostberlin abberufen worden war.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Sarmatien reicht wenigstens bis zur Neiße

Literaturtage in Görlitz

Seit einiger Zeit steht das Wort Grenze wie kein anderes im Zentrum gesellschaftspolitischer Debatten. In der Diskussion über Migrationsbewegungen und ihre Folgen, über den Schengenraum ebenso wie über die Konsequenzen des Brexits begegnen wir in der medialen Berichterstattung eu-

ropaweit dem Begriff – häufiger als Metapher für eine Bedrohung und notwendige Einschränkung, seltener als Synonym für Öffnung, Begegnung und Dialog. Das Thema spaltet Europa und die Welt, zieht Gräben durch Gesellschaften und entzweit Familien.



Ein Schuster war er, wie er im Buche steht: Denkmal für Jacob Böhme im polnischen – und wenig glamourösen – Teil von Görlitz, Zgorzelec

Bild: Wikimedia Commons

Görlitz/Zgorzelec ist eine Grenzstadt zwischen Deutschland und Polen mitten in Europa. Der Konsens über die offenen Grenzen als Errungenschaft wird heute wieder in Frage gestellt. Diese neue Aktualität des Themas veranlasst das Kulturforum, die diesjährige Ausgabe der Literaturtage an der Neiße unterschiedlichen Facetten von Grenzen und Grensräumen zu widmen.

Das Programm bietet eine Poetry Slam Soloshow mit Sulaiman Masomi, die Podiumsdiskussion „Sharing Europe – Wie viele Grenzen verträgt Europa?“ mit Uwe-Karsten Heye, Olga Tokarczuk und Najem Wali, den polnischen Film „Pokot“ (Die

Spur) von Agnieszka Holland und Kasia Adamik, dazu ein Gespräch mit Olga Tokarczuk, Lesungen und Autorengespräche mit Magdalena Grzebałkowska und Clemens Meyer, das Podiumsgespräch „Im Strom des Grenzlandes“ mit Uwe Rada und Volker Koepp sowie dessen Film „In Sarmatien“, die Matinee „Nomaden der Sprache“ mit Artur Becker und Olga Grjasnowa sowie die deutschsprachige Filmpremiere und ein Gespräch mit dem Filmemacher Łukasz Chwałko zu „Jacob Böhme – das Leben und Werk“. Mehr Informationen gibt es unter www.literaturtage.eu.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Am 14. März ist in Münster **Hans-Jürgen Schuch** gestorben. Er war über Jahrzehnte neben seinen tragenden Funktionen in der Landsmannschaft Westpreußen und als Leiter des Westpreußischen Landesmuseums aktives Mitglied der Organe des OKR und Mit-Redakteur der Zeitschrift „Der gemeinsame Weg“. Ein Nachruf folgt.

Zu einer **schlesisch-sudetendeutschen Reise** „Ins Reich der Habsburger“ vom 21. bis zum 28. September lädt namens der Sudetendeutschen Landsmannschaft Düsseldorf **Rüdiger Goldmann** ein (Paul-Löbe-Straße 54, 40595 Düsseldorf, Telefon und Fax 0211/7005150).

Das **Land Niedersachsen** hat bekanntgegeben, dass es seinen Anteil der Kosten für die **Erweiterung des**

Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg bereitgestellt hat. Neben dem Bundesanteil von 5,7 Millionen kann mit dem nun freigegebenen Landesanteil Niedersachsens in Höhe von 2,4 Millionen die Aufwertung des Lüneburger Museums Wirklichkeit werden.

Der US-Autor **Richard Ford** erhält den mit 50 000 Euro dotierten **Siegfried-Lenz-Preis**. Der 74-jährige Autor des Romans „Unabhängigkeitstag“ ist nach Amos Oz und Julian Barnes der dritte Preisträger. Der alle zwei Jahre vergebene Preis, der an den ostpreußischen Autor erinnert, wird am 28. September im Hamburger Rathaus verliehen.

In Hamburg haben die Dreharbeiten zu der **TV-Verfilmung** von **Lenz' Erzählung** „Der Anfang von etwas“ begonnen. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 9066011/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe,
ostdeutsches kulturelles Erbe be-
wusst und europäischen kulturellen
Austausch lebendig zu erhalten.

Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**